



tt
96

Oh 496

352

Leihbibliothek

deutscher, englischer und französischer Literatur
von

Eduard Ottmann in Gießen,

Schloßgasse Lit. A. Nr. 256.

Leih- und Lesebedingungen.

1. **Offensein der Bibliothek.** Die Bibliothek steht zur Empfangnahme und Rückgabe der Bücher jeden Tag von Morgens 7 Uhr bis Abends 8 Uhr offen.

2. **Lesepreis.** Bei Rückgabe eines geliehenen Buches wird von jedem Tag 5 Pf. bezahlt. Die Zeit eines Tages ist zu 24 Stunden angenommen.

3. **Caution.** Unbekannte Personen müssen, bei Entgegennahme eines Buches, eine dem Werthe desselben entsprechende Summe hinterlegen, welche bei dessen Zurückgabe von mir zurückerstattet wird.

4. **Abonnement.** Dasselbe muß voraus bezahlt werden und beträgt:

	2 Bücher:	4 Bücher:	6 Bücher:
für wöchentlich			
auf 1 Monat:	1 wic. — Pf.	1 wic. 50 Pf.	2 wic. — Pf.
" 3 "	2 " — "	3 " — "	4 " — "

5. **Auswärtige Abonnenten** haben für Hin- und Zurücksendung der Bücher auf ihre eigenen Kosten und Gefahr selbst zu sorgen.

6. **Schadenersatz.** Für beschmutzte, zerrissene, verlorene und defecte Bücher (namentlich bei solchen mit Kupfern ic.) muß der Ladenpreis ersetzt werden. — Ist das zerrissene, beschmutzte, verlorene oder defecte Buch ein Theil eines größeren Werkes, so ist der Leser zum Ersatz des Ganzen verpflichtet.

7. **Anleihezeit.** Dieselbe ist auf 14 Tage festgesetzt und wird besonders darauf aufmerksam gemacht, daß das Weiterverleihen der Bücher nicht stattfinden darf, indem Diejenigen, welche dieselben von mir geliehen, auch dafür zu stehen haben.

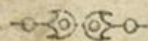
Paul de Kock's
humoristische Romane,

deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Elsner.

Fünfter Theil.



Stuttgart:
Schöible, Rieger & Sattler.
1843.



Der
schüchterne Liebhaber.

Von

Paul de Kock.

Deutsch bearbeitet

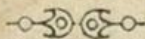
von

Dr. Heinrich Elsner.

„Die Furchtsamkeit ist ein Fehler, worüber
der damit Behastete nicht ohne Gefahr
getadelt werden kann.“

La Rochefoucauld. — Maximen.

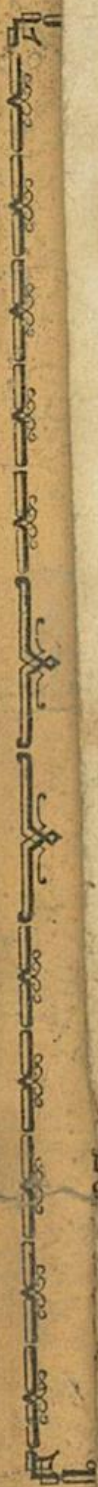
Erster Theil.



Stuttgart :

Schöible, Kieger & Sattler.

1843.



[Faint, illegible handwritten text or markings]

Erstes Kapitel.

Alte Neuvermählte.

Es war im Jahr achtzehnhundert und achtzehn, ich will nicht sagen glückseliger Erwähnung, weil ich mich nicht entsinne, ob dieses Jahr gesegneter war, als ein anderes; wahrscheinlich war es gesegnet für gewisse Leute und das Gegentheil für viele andere; denn bisweilen, häufig, ja fast immer erzeugt dieselbe Ursache zwei entgegengesetzte Folgen, das heißt, was dem Einen Glück bringt, das bringt dem Andern Unglück.

Doch so war es von jeher und wird ohne Zweifel so sein bis ans Ende der Zeit ... wenn überhaupt die Zeit je ein Ende nehmen soll ...

Die Natur gefällt sich in Gegensätzen, Contrasten ... ich kann nicht errathen warum; was mich indeß nicht hindert, zu glauben, daß sie Recht hat; denn die Natur thut jeder Zeit vortrefflich, was sie thut.

Es war also im Jahr achtzehnhundert und achtzehn.

In einem alten Edelsitze der Vorstadt St. Germain, gelegen ... ich weiß nicht mehr in welcher Straße, — das thut auch nichts zur Sache, — war eine zahlreiche Gesellschaft versammelt; man tanzte, man vergnügte sich, oder schien es wenigstens; denn man ist nicht immer, was

man scheint; kurz, man beging feierlich eine Hochzeit. Es war die des Herrn Marquis von Grandvilain mit Fräulein Aménais Dufoureau.

Es befand sich dort ein auserlesenes Orchester, wobei man indeß keine Klapphörner hörte, weil dieses Instrument damals noch nicht auf unsern Bällen vorherrschte; die Gesellschaft war gleichfalls auserlesen; man tanzte mit jenem Anstande, jenem Ernste, jener schönen Haltung, um derenwillen der französische Tanz nicht ergötzlich ist, woher das Sprichwort kommt, daß das heiterste Volk der Erde am wenigsten heiter tanze.

Allerdings hat sich seit jener Zeit ein gewisser, bei weitem ungebund'nerer Tanz aus der Kneipe in die Maskenbälle eingeschlichen und von da in einige Salons eingeschmuggelt, — ein Tanz, der reizend wäre und wirklich einen Charakter hätte, wenn nicht die meisten, welche ihn ausführen, die Grazie mit der Posse und die Ungezwungenheit mit der Frechheit verwechselten. Dieser Tanz indeß hatte sich nicht auf die Hochzeit des Herrn Marquis von Grandvilain verirrt.

Auch versetzte der Bräutigam die Tänzerinnen nicht in Athem; er lief nicht von einer zur andern, um sie aufzufordern und ihnen die Hand zu bieten. Nachdem er den Ball mit seiner Gemahlin eröffnet hatte, warf er sich in einen ungeheuren Lehnstuhl und begnügte sich, von da aus den Andern zuzusehen, wobei er den Damen zulächelte und den Takt mit dem Kopfe schlug.

Ohne Zweifel ist man über das Betragen des Bräutigams erstaunt und möchte den Grund davon kennen; das Erstaunen wird aufhören, sobald ich bemerke, daß

an seinem Vermählungstage Herr von Grandvilain in sein neunundsechzigstes Jahr trat.

Daß Einer in solchem Alter nicht mehr zu denjenigen rasend leidenschaftlichen Tänzern gehört, welche nicht vom Plaze weichen, zu jenen Cavalieren, welche auf sechs Quadrillen zum Voraus engagiren, begreift sich leicht.

Vielleicht wird man noch einwenden, daß in diesem Falle der Herr Marquis zum Behuf des Ehestandes nicht jünger war als für den Ball ... daß es eine Narrheit ist, sich im neunundsechzigsten Jahre zu verheirathen!

Se nun, was weiß der Leser davon? ... ist ihm das begegnet? und wäre es selbst eine Narrheit: was ist denn Schlimmes an den Narrheiten, wenn sie uns glücklich machen? Die närrischsten Leute sind zuweilen die weisesten.

Laßt uns heirathen, so lange wir Lust dazu haben, und tanzen, so lange wir es können!

Cato lernte mit sechzig Jahren tanzen. Plato hielt eine Lobrede auf den Tanz, und man weiß es ja, daß der König David Luftsprünge vor der Bundeslade her machte ... Das war, ich gebe es zu, eine seltsame Manier, Glauben und Frömmigkeit auszudrücken; ich nehme daher gerne an, daß David zum mindesten jenen Tanz nicht kannte, von welchem ich kaum erst sprach.

Um auf den Bräutigam zurückzukommen, so verdiente der Marquis von Grandvilain seinen großen bengelhaften Namen nicht, denn er war von mittlerem Wuchse und feiner Taille; einst durfte man ihn sehr wohlgestaltet nennen; noch immer blieb ihm ein hübsches Bein und für einen Mann, der ein Weib nimmt, genugsam Wade.

Sein etwas schöpsenartiges Angesicht ermangelte weder des Adels noch der Anmuth; seine Züge waren regelmäßig, seine einst sogar äußerst schönen Augen hatten einen lebenswürdigen Ausdruck beibehalten; sein Lächeln endlich war immerhin noch einigermaßen schalkhaft. Man sieht, dieser Herr war keineswegs so mittellos, als man nach seinen Jahren vermuthen könnte, und daher sehr zu entschuldigen, daß er auf seine Heirath gedacht hatte, um diese schönen Sachen in Nutzenwendung zu bringen.

Amenais Dufoureau, welche sich mit Herrn von Grandvilain vermählt hatte, trat eben in ihr vierundvierzigstes Jahr, und war bis dahin Jungfrau geblieben!

Jungfrau! ... begreift ihr die ganze Bedeutung dieses Wortes! es bezeichnet auch ein ganz frisches Herz, eine ganz frische Seele, eine ganz frische Liebe und Reize — ganz frisch, gleich dem kaum Gemeldeten! eine Jungfrau von vierundvierzig Jahren und eine Blume, die noch nicht gepflückt ist ... aber großer Gott! welch' eine Blume, und welche Zeit hat sie gehabt, in Samen zu schießen! ...

Was mich betrifft, so gestehe ich in aller Demuth, daß ich zehn verheirathete Frauen dieses Alters einer so spät zu pflückenden Blume vorziehe.

Wahrscheinlich dachte der Herr Marquis von Grandvilain nicht wie ich ... Man ist unabhängig in seinen Ansichten, und wenn wir Alle die gleichen hätten, so wäre dieß höchst langweilig; denn dann genossen wir nicht mehr das Vergnügen, uns zu streiten und zu zanken.

Herr von Grandvilain hatte Fräulein Amenais Dufoureau schon im Jahre achtundneunzig kennen lernen ...

Damals war sie erst vierundzwanzig Jahre alt; es läßt sich voraus setzen, daß ihr Herz wenigstens eben so frisch war, wie im vierundvierzigsten, gewiß ist aber, daß ihr Angesicht frischer war.

Zu jener Zeit war Amenais ein ziemlich hübsches Frauenzimmer; fein, schlank, hochgewachsen, ihre schwarzen, hervortretenden Augen strahlten von Gesundheit und Lebhaftigkeit, ihr etwas großer Mund öffnete sich oft zum Lachen, um zwei Reihen der schönsten, tadellosesten Zähne sehen zu lassen; kurz, obgleich ihre Nase etwas dick, ihre Stirne etwas niedrig und ihre Farbe etwas braun war, konnte Fräulein Dufoureaux doch für eine äußerst angenehme Person gelten.

Herr von Grandvilain, der zu jener Zeit neunundvierzig Jahre zählte und sich für einen jungen Mann ansah, weil er die Neigungen und den Charakter eines solchen noch immer beibehielt, hatte in den Gesellschaften Amenais kennen gelernt und ihr die Cour gemacht; aber mit jenem Leichtsinne eines an Eroberungen gewöhnten Mannes, jener Sicherheit eines Roués, der nie Grausame gefunden hat; endlich mit jenem Selbstbewußtsein eines Marquis, der einer kleinen Bürgerlichen viel Ehre zu erweisen meint, wenn er einen Blick auf sie fallen läßt.

Fräulein Dufoureaux war in der That nur von einfachem Bürgerstande; ihre Eltern, ehrliche Handelsleute, waren gestorben und hatten ihr fünfzehnhundert Livres Einkünfte und sehr gute Grundsätze hinterlassen.

Die fünfzehnhundert Livres Einkünfte waren freilich ein geringes Besizthum; aber im Vereine mit der Tugend und Unschuld dieses Fräuleins bildeten sie ein Hei-

rathsgut, welches gewisse junge, sehr reiche Damen höchst verlegen wären, ihren Gatten darzubieten.

Herr von Grandvilain, immer noch stolz und prächtig, umflatterte die Blume von vierundzwanzig Jahren.

Fräulein Amenais fand den Marquis sehr liebenswürdig; sie war geschmeichelt durch seine Auszeichnung und ließ ihn sogar bemerken, daß ihr Herz seine schönen Worte nicht gleichgültig aufnehme. Aber als es ihr klar wurde, daß er keineswegs daran dachte, eine Marquisin aus ihr zu machen, wies sie ihn stolz zurück mit der Frage:

„Mein Herr! für was halten Sie mich?“

Der Marquis, über diesen Widerstand geärgert, entfernte sich, eine Arie aus „Blasius und Babette“ trällernd, welches damals eine neue komische Oper war; und die Opern der damaligen Zeit waren aus Melodien zusammengesetzt, welche man sogar auf den Straßen wiederholte und sang.

Andere Zeiten! andere Musik! ...

Herr von Grandvilain wendete seine Liebesblicke, seine Sehnsucht, seine Anbetung und sein Herz nach einer andern Richtung hin.

Fräulein Amenais Dufoureaux verbarg ihren Gram, ihre Seufzer und ihre Glut in der Tiefe ihrer Seele.

Seht, wie glücklich die Männer sind! ... wenn ihnen eine Frau widersteht, so eilen sie zu andern; ... und es gelingt ihnen stets, einer Liebe los zu werden, welche sie jedem hübschen Gesichtchen anbieten. Gleich jenen Leuten, deren Taschen vollgestopft von Geld sind, und die sagen:

„Ich kaufe was ich will . . . ich werde vom Schönsten und Besten erhalten, denn ich bezahle baar!“

Die rechtschaffenen Frauen hingegen sind genöthigt, Kredit zu verlangen; sie wollen zwar allerdings ihre Liebe versprechen, aber sie wollen sich nicht dazu verstehen, dieselbe gleich abzugeben.

Sechs Jahre verstrichen, in deren Laufe der Marquis, unaufhörlich von Eroberung zu Eroberung flatternd und sein Leben im Schooße des Vergnügens hinbringend, die arme Aménais Dufoureaux, welche ein sehr friedliches, sehr bescheidenes Leben führte und selten die Gesellschaften besuchte, wo Herr von Grandvilain zu treffen war, nicht mehr sah.

Nach Verlauf dieser Zeit veranlaßte ein ländliches Fest in der Umgegend von Paris ein Zusammentreffen dieser beiden Personen, die sich nicht mehr aufgesucht hatten. Der Marquis fand, daß Fräulein Aménais immer noch anmuthig war; Aménais konnte einige Seufzer, welche andeuteten, daß die Vergangenheit noch nicht gänzlich vergessen sei, nicht unterdrücken.

Herr von Grandvilain zeigte sich auf's Neue lebenswürdig und suchte sie auf's Neue zu verführen; er dachte, die Blume von vierunddreißig Jahren werde sich leichter pflücken lassen, als die vierundzwanzigjährige. Aber er täuschte sich; er stieß auf dieselbe Tugend, denselben Widerstand, und doch verbarg man ihm nicht, daß er geliebt sei; allein man wollte Marquisein werden und sich nur seinem Gatten hingeben.

Unser Verführer zog sich abermals zurück. Er reiste und blieb sechs Jahre von Frankreich entfernt. Als er

zurückkam, war er viel weniger flatterhaft und leichtsinnig; sein äußerer Anstand immer noch ausgezeichnet, aber seine Bewegung langsam und schleppend. - Indessen hielt sich der Marquis, obgleich er nun einundsechzig Jahre zählte, fortwährend für sehr verführerisch. Es gibt Personen, die nicht altern wollen; sie haben vollkommen Recht; aber dann hat die Zeit Unrecht.

Herr von Grandvilain sah Aménais Dufoureaux wieder; sie war immer noch Jungfrau, obgleich sie sechsunddreißig Frühlinge hinter sich hatte ... (Man muß immer nach Frühlingen zählen, dies verleiht einen jugendlichen Anstrich.) War sie unverheirathet geblieben, weil sie keinen Mann gefunden hatte, oder weil sie ihr Herz dem Marquis aufbewahren wollte? — Wir sind zu galant, um zu bezweifeln, daß es aus einer andern als der letztern Ursache geschehen sei, und der Marquis mußte dieselbe Ueberzeugung haben, denn dies schmeichelte seiner Eigenliebe.

Aménais war nicht mehr so schlank, so hübsch gewachsen, wie mit vierundzwanzig Jahren; allein sie war noch ziemlich frisch, und ihr Blick hatte, was er an Lebhaftigkeit verloren, an Bärtlichkeit gewonnen. Herr von Grandvilain, der stets mit Vergnügen die einzige Frau, die er nicht besiegt hatte, wiedersah, fing von Neuem an, der Blume von sechsunddreißig Jahren die Cour zu machen.

Er war indeß nicht glücklicher; dies läßt sich leicht erklären. Nachdem man die Kraft gehabt hatte, ihm zu widerstehen, als er noch jung und hübsch gewesen, war es sehr unwahrscheinlich, daß man sich ihm ergeben werde,

wenn er alt und abgelebt sei. Herr von Grandvilain, noch immer stolz und anspruchsvoll, zog sich, mit dem Schwure, nimmer wiederzukehren und mit dem Vorhaben, anderwärts sein Glück zu versuchen, abermals zurück.

Armer Verliebter! Sechzig Jahre vorbei und noch mit der Einbildung gestraft, flatterhaft sein zu können. Die Gelegenheiten, Aménais zu vergessen, boten sich nicht mehr dar ... Die Zeit verfloß, ohne Zerstreuungen mitzubringen; alle Damen wurden für den Marquis eben so grausam, wie Fräulein Dufoureau, und unser alter Verföhler dachte bei sich:

„Es ist erstaunlich, wie das schöne Geschlecht sich ändert! ... Die Damen haben kein so empfindsames Herz mehr wie ehemals!“

Endlich entschloß sich der Marquis, zu Aménais zurückzukehren; sie ging ihrem vierundvierzigsten Frühling entgegen, und Herr von Grandvilain sprach in seinem Sinne:

„Wenn ich noch mehr Frühlinge abwarte, wird es sehr einem Winter ähnlich sehen. Ich meinerseits bin in einem Alter, wo man Ordnung wünscht ... Fräulein Dufoureau ist nicht von Adel, aber sie ist tugendhaft ... Es sind nun zwanzig Jahre her, seit sie mich liebt, dies verdient eine Belohnung ... ich will sie heirathen.

Und unser neunundsechzigjähriger Verliebter bot endlich dem Fräulein, daß er zwanzig Jahre früher hätte heirathen können, die Hand an.

Als der Marquis dem Fräulein Aménais seine Hand, sein Herz und seine neunundsechzig Jahre antrug, hatte sie gute Lust, ihm zu entgegen:

„Uns heirathen jetzt! es ist kaum noch der Mühe werth! ...“

Indessen willigte sie doch ein, und deshalb feierte man im Jahre achtzehnhundert und achtzehn die Hochzeit des alten Liebespaares im Hause des Herrn von Grandvilain.

Zweites Kapitel.

Ein kleiner Grandvilain.

Kann man sich, wenn man im neunundsechzigsten Jahre heirathet, schmeicheln, Erben zu bekommen und sich in seinen Kindern wieder aufleben zu sehen? Ich glaube nein ... indessen ist es wahrscheinlich, daß man sich immer schmeichelt.

Wenn solches der Fall ist, wenn die Gattin eines Greisen Mutter wird, so treffen den Ehemann allerlei Spöttereien; indessen sind die Wiße und Scherze nicht immer am Platze in dieser Sache ist es sehr schwierig, Jemanden, der Zweifel hegt, zu überzeugen, daß er Unrecht habe ...

„Plus negare potest asinus, quam probare philosophus.“ *

Fünf Monate waren es, seit Aménais Dufoureaux Marquisin von Grandvilain geworden, als sie eines Morgens ihrem Gatten erröthend mit niedergeschlagenem Blicke und verlegener Miene entgegentrat und zu bemerken gab, daß sie die Hoffnung habe, ihm ein Pfand ihrer Liebe zu schenken.

* Ein Esel kann mehr läugnen, als ein Philosoph beweisen.

Herr von Grandvilain stieß einen Jubelschrei aus, erhob sich, umarmte seine Frau, rannte im Zimmer umher, wollte einen Sprung machen und fiel auf den Boden; allein Madame half ihm wieder in die Höhe, und er begann von Neuem, tausend Thorheiten zu machen, denn das Gefühl der Freude ließ ihn sein Alter vergessen. Er war stolz, einen Sohn zu erhalten; er hatte aber auch Grund dazu, um so mehr als die Tugend seiner Frau so erhaben war, wie die der Gemahlin Cäsar's; man konnte sie nicht einmal verdächtigen.

Von diesem Augenblick an beschäftigte man sich nur noch mit diesem Kinde, welches noch nicht einmal geboren war.

Der Herr Marquis war der Ueberzeugung, daß es ein Knabe sein werde. Um sich in seinem Glauben zu bestärken, sprach er bei sich: ein Glück kommt nie allein.

Die Frau Marquisin war entzückt, ein Kind zu bekommen. Ob Knabe oder Mädchen, sie fühlte, daß sie die gleiche Liebe für dasselbe hegen werde; allein um ihrem Gatten gefällig zu sein, schien auch sie auf einen Knaben zu rechnen.

„ — Ich werde ihn selbst säugen!“ sprach Aménais lächelnd zu ihrem Manne.

„Ja, ja, wir werden ihn säugen!“ wiederholte der Marquis, „wir werden ihn weit besser aufziehen, als es eine Säugamme könnte! . . . was Teufels! Leute wie wir müssen sich besser darauf verstehen als Bauersleute; wir werden einen Hauptkerl aus ihm machen! denn ich will, daß mein Sohn in allen Stücken seinem Vater gleiche.“

Und indem er so sprach, streckte der alte Marquis sein

Bein vor und gab sich Mühe, hübsch zu erscheinen. Seit er wußte, daß seine Frau guter Hoffnung war, hielt er sich für zwanzigjährig.

Man kaufte ein prächtiges Kindszeug für den erwarteten Kleinen; man machte große Zurüstungen zum Empfange dieses Sproßlings des Herrn von Grandvilain; der Taumel, dem man sich hingab, war sehr natürlich. Da junge Eheleute die Geburt ihres Kindes feiern, um wie viel mehr müssen es solche thun, die keine Hoffnung mehr haben, daß sich ein ähnliches Ereigniß wiederholen werde.

Je näher der Augenblick herbeikam, wo die Frau Marquisin Mutter werden sollte, um so eifriger umgab sie ihr alter Gemahl mit Sorgfalt, Aufmerksamkeit und Zuvorkommenheit; dies ging oft so weit, daß Frau von Grandvilain mit ihrer Freiheit auch den Geschmack an solchen Galanterien verlor. Der Herr Marquis gestattete nicht mehr, daß sie zu Fuß ausging, er fürchtete die mindeste Anstrengung für sie, und sorgte dafür, daß sie nichts aß, was ihr schädlich sein konnte, und diese Aufmerksamkeit wurde grausam für Diejenige, welche der Gegenstand derselben war; denn in der einfachsten Sache erblickte der Marquis eine Gefahr, und sie wurde ohne Gnade verboten, so daß Frau von Grandvilain gegen das Ende ihrer Schwangerschaft nur noch Brodsuppe erhielt, welches nach der Ansicht des Herrn Marquis die einzige gesunde und ungefährliche Nahrung für sie war. Die Frau Marquisin hatte zwar einen Arzt, der ein ganz entgegengesetztes Verhalten vorschrieb, allein der Herr von Grandvilain folgte seiner Ueberzeugung mehr, als der des Arztes,

und mit dem zunehmenden Alter wurde er sehr eigensinnig.

Endlich brach der große Tag an!... es war Zeit für die arme Marquisin, die höchst unzufrieden schien, nur Brodsuppe essen zu dürfen. Aménais gebär einen Sohn.

Herr von Grandvilain hatte sich nicht stark genug gefühlt, bei seiner Frau zu verweilen, während sie in Kindesnöthen lag.

Aber ein Bedienter, der früher Fofey, dann Aufwärter, dann Kammerdiener des Marquis war und nun sein fünfzigstes Jahr erreicht hatte, eilte herbei, ihm diese große Nachricht zu verkünden.

Als er seinen alten Tasmin erblickte, dessen rothes, finnisches Gesicht noch einfältiger war, denn gewöhnlich, rief ihm der Marquis zu:

„— Nun! Tasmin? ... ist's vorüber?“

„— Ja, Herr Marquis es ist vorbei! ... Ach! wir haben viel ausgestanden, aber nun ist's vorbei.“

Man weiß, daß die Dienerschaften großer Häuser fast allgemein, wenn sie von Dingen sprechen, die ihre Herrschaft betreffen, „uns“ zu sagen pflegen; und Herr von Grandvilain verzieh seinem ehemaligen Fofey die Anwendung dieser Redensart.

„— Wie? es wäre vorbei, Tasmin ... Ach! die arme Marquisin ... aber nun, vollende doch, zum Henker! ... was ist's denn?“

„— Etwas Herrliches, mein Gebieter! Sie werden höchst zufrieden sein.“

„Aber von welchem Geschlecht, drolliger Kerl, von Paul de Kock. V.

welchem Geschlecht ist es denn? ... hat es keines, dies Kind?"

"— Doch, ganz gewiß, ein prächtiges Geschlecht! ... wir sind von einem Knaben entbunden worden, mein lieber Herr!"

"— Ein Knabe, Tasmin! ... ein Knabe ... Ach! welch' Glück! ach, ich hatte es vorausgesagt! Ich war dessen gewiß ... ich hätte darauf gewettet ... bin ich mir nicht stets bewußt, was ich mache?"

"— Sie sind sehr geschickt, Herr Marquis! ..."

"— Ein Knabe ... Ich habe einen Sohn ... einen Erben meines Namens! Tasmin, ich gebe Dir zehn Thaler zum Geschenk, weil Du mir diese Nachricht überbracht hast."

"Meinen Dank, theurer Herr! ... Es leben die Grandvilain!"

"— Ich habe einen Sohn ... die Freude ... die ... ach, oh! ... ich kann nicht mehr ... Tasmin, gib mir mein Salzgeistfläschchen ... nein, gib mir lieber ein Glas Madeira ... ich fühle mich ohnmächtig ..."

"Nun, Herr Marquis, fassen Sie sich," sagte Tasmin, seinem Herrn ein Glas Madeira anbietend. "Jetzt ist's nicht der Augenblick, unwohl zu sein."

"— Du hast Recht ... aber die Bestürzung ... die Freude ... Dies ist das erste Mal, daß ich Vater bin ... daß ich's mir bewußt bin wenigstens ... und das macht einen so großen Eindruck ... Erzähle mir doch einige Einzelheiten ... während ich mich erhole ... denn mir mangelt noch die Kraft, zu meiner Frau zu gehen."

"— Nun, Herr Marquis, denken Sie sich, daß ich vor

dem Zimmer der Madame Schildwache stand, um es Ihnen anzuzeigen, sobald wir niedergekommen sein würden; denn ich dachte mir wohl, Sie würden ungeduldig sein, das Ergebniß zu erfahren..."

"Ganz gut, Jasmin..... weiter, weiter! beeile Dich!"

"Nach kurzer Zeit höre ich ein Geschrei... Ich hatte Lust, durchzugehen, aber ich hielt es doch aus, und um standhaft zu bleiben, nahm ich eine große Prise Tabak. Plötzlich öffnet man der gnädigen Frau ihre Thüre.... der Accoucheur war es.... er sieht mich.... er suchte Jemand und gab mir ein Zeichen, einzutreten. Ich gehorchte."

"— Was, närrischer Kerl, Du drangst in das Zimmer der Frau Marquisin, während sie...?"

"— Nein, mein Herr, ich bin in dem kleinen Vorzimmerchen geblieben. Alles war in Aufregung..... die Wärterin, die Kammerfrau, ... die dicke Närrin, die Turlurette, ließ sich beikommen, ohnmächtig zu werden, statt Dienste zu leisten..."

"— Dies beweist ihre Anhänglichkeit an meine Frau, Jasmin, fahre fort..."

"— Verzeihung, mein Herr, ich muß mir zuvor schnäuzen... Kurz, man rief mich, der Turlurette beizustehen, aber ich, der weit mehr in Sorgen für Madame war, rief aus:

"Vor allen Dingen, sind wir entbunden?..."

"Freilich," entgegnete der Arzt.

"— Was haben wir denn?"

"— Nimm'... Dummkopf!"

„Während er dies sagte, gab mir der Accoucheur ein kleines Päckchen auf den Arm Stellen Sie sich vor, mein Herr, daß ich zuerst glaubte, es sey ein Käse . . . es war ganz rund . . . und hatte einen sonderbaren Geruch . . . aber als ich genau hinsah, gewahrte ich, daß es ein kleiner, kaum aus der Schale gekrochener Knabe war.“

„— Was heißt das, Tasmin? wie, meinen Sohn hattest Du für einen Käse gehalten“

„— Ei! mein Herr, wenn man noch nie Neugeborene gesehen hat . . . es war das erste Mal, daß ich eines sah . . .“

„— Meinen Sohn für einen Käse halten! Du bist ein Tölpel, Du bekommst keine Belohnung!“

„— Ach! Herr Marquis . . . nicht den Verlust des Geldes bedaure ich, aber ich hätte nicht geglaubt, Ihren Unwillen verdient zu haben! . . . um so mehr, als ich mit Freuden bemerkte, während ich den Kleinen auf meinen Armen betrachtete, daß er ganz unsere Züge habe . . . uns aus dem Gesicht heraus geschnitten sey!“

„— Wie, uns Tasmin! bist Du betrunken . . . ?“

„— Verzeihung, Herr Marquis, der Eifer reißt mich hin! Wenn ich uns sage, gnädiger Herr, so will ich eigentlich sagen: Ihnen! . . . Denn, kurz, es ist Ihr ganzes edles Angesicht, Ihre schöne Adlernase . . . Ihr kleines hübsches Kinn, er wird auch Ihre schönen Zähne bekommen, die Sie verloren haben . . . Ich wette d'rauf, er bekommt sie auch!“

„— Der liebe Kleine . . . nun . . . ich habe Dir ein

Geschenk versprochen, Du sollst es haben. Ich weiß, daß Du ein treuer Diener bist, mein armer Jasmin, man muß aber auch besonnen reden, wenn man vom Sohne seines Herrn spricht."

"— Es ist ein wahrer Engel, der uns verliehen wurde, gnädiger Herr.... Ach! wenn ich ihn hätte säugen können!... wie glücklich wäre ich gewesen!"

"— Ich fühle mich jetzt kräftig genug, meine Gattin und meinen Sohn zu umarmen... Komm', Jasmin, führe mich..."

"— Ja, gnädiger Herr, wir wollen unser Kind sehen."

Der alte Marquis, den es entzückte, sich im siebenzigsten Jahre wieder verjüngt zu wissen, steht auf, hängt sich an den Arm seines Kammerdieners und bemüht sich, mit demselben in das Zimmer der Wöchnerin zu eilen; da aber Herr und Diener einen äußerst schwerfälligen Schritt hatten, so konnten sie ihren Lauf nicht allzusehr beschleunigen, kamen aber trotzdem beinahe außer Athem bei der Frau Marquisin an.

Der gnädige Herr umarmte seine Frau mit Freudenthränen, und fiel in seiner Rührung auf das Bett der Wöchnerin, von dem man ihn nur mit äußerster Mühe wegzubringen vermochte, weil das übergroße Glück seine Arme und Beine in Baumwolle verwandelte. Als es gelungen war, den Herrn von Grandvilain in einen Lehnstuhl zu setzen, verlangte dieser, um sich zu stärken und seinen Sohn zu umarmen, ein Glas Madeira. Jasmin beeilte sich von Neuem, Madeira zu holen; er schenkte seinem Herrn ein und sich auch ein Glas, welches

er hinter einem großen Fenster-Vorhang ausleerte, da er fand, daß er gleichfalls Stärkung brauchen könne.

„Und wo ist nun mein Sohn?“ fragte der Marquis mit bewegter Stimme, rings um sich herblickend.

„Man wird Ihnen denselben bringen,“ sagte die dicke Turlurette; „die Wärterin kleidet ihn an, damit er Ihnen vorgezeigt werden kann.“

„Es ist unnöthig, daß man ihn ankleidet,“ entgegnete der Marquis, „ich will ihn im Gegentheil ganz nackt sehen, so werde ich seine Kraft . . . seinen Körperbau . . . besser beurtheilen können . . .“

„Ja, ja,“ sagte Tasmin, „wir sind sehr erfreut, sehen zu können, was wir gemacht haben.“

„— Ihr hör't, Turlurette, sag't der Wärterin, sie soll mir meinen Sohn nackt wie einen Wurm herbringen.“

„— Ja, man bringe ihn uns wie einen Wilden ohne Feigenblatt!“ rief Tasmin.

„— Tasmin, willst Du nicht einen Augenblick Deine Zunge im Zaum halten?“

„— Vergebung, Herr Marquis, es ist die Ungeduld, dieses liebe Herzchen zu bewundern.“

Turlurette besorgt eifrig ihren Auftrag, und bald erscheint die Wärterin, ein großes Becken vor sich hertragend, in dem der Neugeborene sich ganz nackt bewegt und seine frischen und rofigen Glieder nach Vergnügen ausstreckt. Die Wärterin überreichte dem Marquis das Kind, wie man ehemals einem Eroberer die Schlüssel einer Stadt überreichte.

Beim Anblicke seines Sohnes stößt der Herr von Grandvilain einen Freudenschrei aus und streckt den Arm

hin, um ihn zu ergreifen, allein die Bewegung, welche er empfindet, wirkt abermals schwächend auf ihn, er hat nicht die Kraft, nach seinem Sohne zu langen, und sinkt ermattet in den Lehnstuhl zurück. Die Wärterin indessen hatte, in der Meinung, der Vater werde das Ueberreichte in Empfang nehmen, das Kind und das Becken losgelassen und Alles wäre zu Boden gefallen, wenn die dicke Turlurette den Neugeborenen nicht glücklicherweise an einem etwas hervorragenden Theile erwischte und so aufgefaßt hätte.

Das auf den Boden gefallene Becken zerbrach in Scherben. Bei diesem Lärm glaubt die Frau Marquisin, ihr Kind sei getödtet, und ruft aus:

„Mein Kind! ... was ist ihm geschehen?“

„Nichts, Madame!“ entgegnete Turlurette, ihrer Gebieterin den kleinen Knaben hinhaltend, „es ist nicht gefallen ... ich habe es an einem ... gewissen Orte zurückgehalten ...“

„Das liebe Herzchen! ... ich bin sehr erschrocken! ... o, mein Gott! Turlurette! ... Sie halten es aber sehr sonderbar ... dieses Kind.“

„Poß tausend! ... es ist noch ein Glück, daß ich es so erhaschen konnte ... Wenn es ein Mädchen gewesen wäre, so wäre es sicher mit dem Becken hinunter gefallen ... und Gott weiß, ob es nicht gleich demselben zusammengebrochen wäre.“

Während sich dieses zutrug, beeilte sich Tasmin, der seinen Herrn blaß und zitternd im Lehnstuhl liegen sah, demselben ein weiteres Glas Madeira einzuschenken, und leerte hierauf hinter dem Vorhang selbst noch eines.

Herr von Grandvilain, der zum dritten Male seine Kräfte wieder gewonnen hatte, ergriff das Kind, welches ihm Turlurette hinhielt, küßte es mit Entzücken, hob es hoch hinauf und rief aus:

„Hier ist mein Sohn!... mein Erbe! ... Ach! ich wußte es wohl, daß ich einen Sohn bekommen würde.“

Die Marquisin jedoch, befürchtend, es möchte ihren Gatten eine abermalige Schwäche ergreifen, und ihm das Kind alsdann aus den Händen fallen, bat ihn inständig, sich neben ihr Bett zu setzen; Herr von Grandvilain leistete ihr Folge und drehte und wendete hierauf den Neugeborenen nach allen Seiten.

„Welch' schönes Kind!...“ ruft er aus, „ich bin doch der Vater desselben....“

„Ja, freilich wir!“ brummt Jasmin vor sich hin, der hinter dem Lehnstuhle seines Herrn steht, und für den Fall, daß man ihrer benöthigt wäre, die Madeira-Flasche in der Hand hält.

„— Wie schön und rosig es ist ... die hübschen kleinen Mädchen...“

„Weiß Gott, ich habe keine solche mehr!“ sagte Jasmin, einen Blick auf seine Beine werfend.

„— Welch' hübsches, rundes Köpfchen!...“

„Ich schwöre, man könnte es für einen holländischen Käse halten!“ murmelte Jasmin weiter, aber zu seinem Glücke überhört diesmal sein Herr diese Bemerkung, welche ihn entschieden um sein Geschenk hätte bringen können.

„— Er ist gebaut wie ein Apollo ... er hat herkulisch

geformte Theile ... Komm' sieh, doch, Tasmin.... wie das schon... bedeutend ist!"

„Wunderbar!“ sprach Tasmin, und machte nach der lauten Bewunderung über das Gezeigte dieselbe leise vergleichende Bemerkung in Betreff seiner, wie zuvor bei den Waden.

Nachdem der Herr Marquis seinen Sohn *per fas et nefas* wohl betrachtet hatte, übergab er ihn seiner Gattin mit der Frage:

„Ei, meine Zärtlichgeliebte, welchen Namen geben wir ihm?“

„Hieran denke ich, mein lieber Gemahl, seit ich niedergekommen bin.“

„Mein Sohn muß einen schönen Namen erhalten... ich heiße Sigismund, dies ist ein hübscher Taufnamen, allein ich kann es nicht leiden, wenn die Söhne denselben Taufnamen haben, wie ihr Vater, dies veranlaßt später Mißklänge und Verwechslungen.“

„Hören Sie, Herr Marquis, der Namen Cherubim wäre passend für dieses Herzchen, was halten Sie davon? ist es nicht ein ganz schöner Namen...“

„Cherubim!“ unterbrach sie der Marquis Kopfschüttelnd, „das ist sehr weibisch... es ist nichts Kriegerisches darin!...“

„Nun, mein Herr! was nöthigt uns denn, unserem Sohne einen kriegerischen Namen zu geben?.... dies wäre zu den Zeiten Napoleons passend gewesen, aber jetzt ist es, wie Sie wissen, nicht mehr in der Mode.... ich bitte Sie, lassen Sie unsern Sohn Cherubim heißen!“

„Marquisin,“ entgegnete Herr von Grandvilain,

seiner Frau die Hand küssend, „Sie haben mir einen Sohn geschenkt, ich habe Ihnen nichts zu verweigern.... er soll Cherubim heißen... das erinnert an die Hochzeit des Figaro, überdies ist Beaumarchais' Cherubim ein kleiner, äußerst liebenswürdiger Schalk, in den alle Frauen vernarrt sind, und es wäre eigentlich kein Unglück, wenn unser Sohn dem kleinen Pagen gliche.“

„Ja, ja,“ brummte Tasmin hin und her taumelnd, während er sich am Rücken von seines Herrn Lehnstuhl fest zu halten suchte, da die Ständerlinge, die er hinter den Vorhängen gemacht, seinen Beinen die Sicherheit benommen hatten.

„Ja, das wäre allerliebste, Cherubim... es reimt sich auf Tasmin!...“

Der Marquis wendete sich um und hatte Lust, seinem Diener eine Ohrfeige zu geben, allein dieser, als er bemerkte, daß er abermals eine Dummheit begangen hatte, machte eine so barmherzige Miene, daß sich sein Gebieter darauf beschränkte, ihm zu sagen:

„Ihr betrag't Euch heute über die Maßen unpassend, Tasmin!“

„Verzeihen Sie, Herr Marquis, es ist eine Folge der Freude, der Begeisterung... ich bin so vergnügt, daß ich meine, alles walze um mich im Zimmer herum!...“

In diesem Augenblick meldete Turlurette, daß die ganze Dienerschaft des Hauses versammelt sei und um die Erlaubniß bitte, ihrer Gebieterin einen Blumenstrauß zu überreichen und ihren Herrn zu beglückwünschen.

Der Marquis befahl, seine Leute einzulassen.

Die Bedienten kamen der Reihe nach herein und Tasmin, als der älteste, eilte, sich an ihre Spitze zu stellen: dann begann er mit einem Glückwunsch, den er nicht vollenden konnte, weil seine Zunge sich verwickelte. Er entschloß sich aber kurz weg, unterbrach seinen Satz und rief aus:

„Es lebe der Sohn des Herrn Marquis und seine erhabene Familie!“

Alle Diener wiederholten diesen Ausruf, während sie ihre Hüte und Mützen in die Höhe warfen.

Herr von Grandvilain fühlte sich von Neuem ergriffen, Thränen befeuchteten seine Augen, und da er noch eine Schwäche befürchtete, so gab er Tasmin ein Zeichen, der übrigens dieses voraussehend, ihm sogleich ein Glas Madeira anbot.

Der Marquis trank; dann dankte er seinen Leuten, gab ihnen Geld und schickte sie fort, um auf die Gesundheit des Neugeborenen zu trinken.

Tasmin entfernte sich mit ihnen, die Madeiraflasche davontragend, deren Inhalt er vollends leerte, ehe er sich mit seinen Kameraden wieder vereinigte ...

Und Abends war der Kammerdiener vollständig betrunken, und der Herr Marquis hatte sich so oft gestärkt, daß er gleich nach Tische zu Bett gehen mußte.

Allein man bekommt nicht alle Tage ein Kind! und besonders nicht, — wenn man siebzig Jahre alt ist.

Drittes Kapitel.

Eine Ueberraschung Tasmins.

Die Taufe des kleinen Cherubims fand einige Tage nach seiner Geburt Statt, dann wurden abermals Festlichkeiten im Hause gehalten.

Der Marquis war freigebig und großmüthig; dies ist gewöhnlich die Tugend der Roués; er theilte Geld im Ueberflusse aus und beauftragte Tasmin, den Keller zu öffnen; der Kammerdiener, dessen purpurne Nase seine Lieblingsleidenschaft verrieth, versprach, des Herrn Befehle pünktlich zu erfüllen.

Eine vornehme, auserwählte Gesellschaft hatte sich beim Tauffeste des kleinen Cherubim versammelt; die Säle des Hauses strahlten von Kerzenschimmer; man schwatzte, man spielte, dann ging man auch (aber nur paarweise, dies war die Verordnung des Arztes) zur Wöchnerin und bewunderte ihren Kleinen.

Der Knabe, der so dick, so frisch, so rosig zur Welt gekommen war, fing an abzumagern, schwach und gelb zu werden; man war noch über sein hübsches Angesicht entzückt, aber nicht mehr über den Stand seiner Gesundheit.

Indessen war der Sohn des Marquis der Gegenstand beständiger Sorgfalt für seine Mutter, welche die lebhafteste Zärtlichkeit für ihn an den Tag legte, ihn an ihre Seite bettete und keinen Augenblick aus den Augen verlieren wollte.

Alles das ist sehr gut; aber man zieht die Kinder nicht bloß mit Zärtlichkeit, Liebkosungen, Küssen und süßen Worten auf: die Natur verlangt eine gehaltvollere Nahrung;

diejenige jedoch, welche die Frau Marquisin ihrem Erstgeborenen bot, war augenscheinlich nicht von guter Beschaffenheit und zeigte sich, statt in reichlichem, nur in sehr geringem Maße. Kurz — war, was leicht anzunehmen ist, die Verordnung von Brodsuppen der Gesundheit der Frau von Grandvilain entgegen, oder irgend sonst eine verborgene oder erweisbare Ursache: Thatsache ist, daß die Mutter des kleinen Cherubims ihrem Sohne, der mit äußerst gutem Appetit zur Welt gekommen war, nur sehr wenig schlechte Milch anzubieten hatte.

Jean Jacques Rousseau hat behauptet, eine Mutter müsse ihr Kind säugen, und es sei ein Verbrechen, diese armen Kleinen in die Hände gemietheter Leute zu geben, welche ihnen die mütterliche Zärtlichkeit nicht ersetzen könnten und nur ein Gewerbe aus ihrem Körper machten; und um diesen Satz zu unterstützen, erwähnt er der Thiere, welche ihre Jungen selbst säugen und niemals von andern diesen Dienst verlangen.

Vor allen Dingen könnte man Jean Jacques entgegen, daß die Thiere ein geregeltes Leben führen geregelt, wenigstens nach der Natur und ihren physischen Kräften. Habt ihr gehört, daß die Löwinnen, Bären und Kagen ihre Nächte auf dem Balle zubringen, Abendgesellschaften geben und an Gastmahlen Theil nehmen? Ich denke, nein; ich auch nicht.

Man wird uns also gestatten, einen Unterschied zwischen den Thieren und den Menschen aufzustellen, und trotz der tiefen Hochachtung, die wir für den Genfer Philosophen empfinden, halten wir ihm doch entgegen, daß es in unserer Welt Lagen, Zustände und Beschäfti-

gungen gibt, die einer Frau nicht gestatten, diese Mutterpflicht, der sich, nach seiner Forderung, alle unterwerfen sollen, zu erfüllen. Wenn eine Frau, um ihr Leben zu fristen, den ganzen Tag auf einem Comptoir zubringen oder fortwährend mit der Nadel arbeiten muß, wie wäre es da möglich, daß sie jeden Augenblick ihr Kind auf die Arme nehmen könnte? Einen doppelten Grund hat sie, es nicht zu thun, wenn ihre Gesundheit schwach und wankend ist.

Die Säugammen verkaufen ihre Milch, sagt er, und hegen niemals die mütterliche Zärtlichkeit für ein Kind.

Erstens ist es nicht bewiesen, daß eine Säugamme ihren Säugling nicht zärtlich liebt, es ist sogar im Gegentheil aller Grund vorhanden, daß sie an das kleine Wesen, dessen Dasein sie unterhält, anhänglich wird, und wenn es auch nur ein Gewerbe wäre, die Wirkung ist doch die gleiche; ... fühlt der Bäcker Zärtlichkeit für die Personen, die ihm sein Brod abkaufen? und verhindert uns das, von diesem Brode zu leben?

Philosophen, geniale Männer, selbst große Männer sprechen manchmal sehr unrichtige Behauptungen aus und irren sich so gut, wie andere Menschen.

Aber es gibt Leute, die Alles, was aus der Feder eines Mannes kommt, der erhabene Dinge geschrieben hat, für sehr schöne Gedanken halten! ... diese Leute sind sehr gefällig. Ihr werdet selten Gold ohne Schlacken finden! und wäre der Mensch im Stande, zu leisten, was die Natur nicht vermag? Es gibt auch Leute, die, wenn sie auf einem Kirchhofe spazieren gehen, an die Wahrigkeit all dieser auf die Grabmäler geschriebenen

Inskriften glauben, nach welchen die dort begrabenen Personen Muster der Tugend, Güte und Rechtschaffenheit u. s. w. u. s. w. gewesen wären. Ich achte die Todten unendlich; aber ich sehe keine Nothwendigkeit ein, die Lebenden täuschen zu wollen. Die, welche nicht mehr sind, waren nicht besser als wir, und wir sind nicht besser als die, welche nach uns sein werden.

Wir haben berichtet, daß der kleine Cherubim nicht mehr so schön war, wie ein Engel, obgleich er den Namen eines solchen hatte; dies verhinderte aber Niemand, der die Wöchnerin besuchte, ihr Artigkeiten über den Kleinen zu sagen. Die gute Aménais nahm mit holdem Lächeln all die Schmeicheleien auf, die man ihrem Söhnlein zuwendete. Unterdessen dehnte sich der Marquis in einem Lehnstuhl, strich sich die Wade, schüttelte das Haupt und betrachtete die Damen mit einer Miene, die beinahe sagen wollte:

„Wenn ihr auch so Etwas wünscht, so wendet euch nur an mich!“

Zu seinem Glücke hatte keine der Damen Lust, ihn auf die Probe zu stellen.

Gegen zehn Uhr Abends, eben als der Doktor der Frau Marquisin verordnete, keine Besuche mehr bei sich zu empfangen, sondern sich der Ruhe hinzugeben, ertönte ein plötzlicher Lärm vom Hofe her, eine lebhaftes Helle erleuchtete die Gemächer, und etwas dem Blitze gleich Strahlendes streifte an den Fenstern hin.

Tasmin war der Gedanke gekommen, zum Tauffeste des Sohnes seiner Herrschaft, um dem Marquis und seiner ganzen Gesellschaft eine angenehme Ueberraschung

zu bereiten, ein Kunstfeuerwerk im Hofe des Hauses abzubrennen; er hatte so eben einen Böller losschießen und eine Rakete aufsteigen lassen, um die Versammlung an die Fenster zu locken.

Der Schall des Böllers hatte in der That eine außerordentliche Bewegung im Hause hervorgebracht; man vermeinte, eine Kanone gehört zu haben: die Wöchnerin fuhr im Bette, das Kind in der Wiege, der Marquis im Lehnstuhl und die ganze Gesellschaft, wo sie irgend war, in die Höhe auf. Jedermann betrachtete sich mit erschreckter Miene und schrie:

„Was gibt es? ... Welcher Lärm? ...

„— Kanonendonner! — Man schlägt sich in Paris! ... — Man schlägt sich? ...

„— Ach! mein Gott! ist der Usurpator zurückgekehrt?“

Erinnert euch, daß man damals im Jahre achtzehnhundert und neunzehn war, und Napoleon in einem Hause der Faubourg Saint-Germain gewöhnlich mit dem Namen Usurpator bezeichnet wurde.

Es war ein Augenblick der Zerstörung im Saale; einige Männer wollten zu den Waffen greifen, andere suchten nur ihre Hüte, die Frauen eilten in die Nähe der Männer, oder stellten sich, als wollten sie ohnmächtig werden, und einige Andere sprachen leise in den Ecken mit jungen Männern, auf die sie bisher kaum zu achten geschiene hatten.

Es gibt Leute, die jede Gelegenheit benützen und aus allen Umständen Vortheil ziehen; solches sind gewiß die wohlgeordnetsten Menschen.

Inmitten dieses Tumultes erschallte eine durchdringende Stimme vom Hofe aus.

„Zu Ehren des Tauffestes,“ rief man, „und um die Geburt des Sohnes unseres würdigen Gebieters, des Herrn Marquis von Grandvilain, und der Frau Marquisin, seiner Gemahlin, zu feiern, lassen wir hiemit ein Kunstfeuerwerk los.“

Raum hatte man den Schluß dieser Worte gehört, als eine merkliche Veränderung auf allen Gesichtern zu lesen war (ausgenommen bei denjenigen Personen, die in den Ecken mit einander sprachen). Die Männer fingen laut zu lachen an, die Damen warfen die eiligst ergriffenen Shawls und Hüte wieder bei Seite; sodann rannten sie vor den Spiegel, um sich zu betrachten; denn die Eitelkeit ist das erste Gefühl, welches sich bei den Damen regt, wenn alle andern noch erstarrt sind; hierauf begab sich Alles zu den Fenstern und man sagte:

„Ein Feuerwerk! ... ein Feuerwerk! ... O! das ist eine herrliche Ueberraschung!“

„Ja,“ sprach der alte Marquis von Grandvilain, der mehr erschrocken war, als alle Uebrigen, „ja ... das ist ein hübscher Gedanke von diesem Teufels-Jasmin ... Nur hätte er mich vorher in Kenntniß setzen sollen, daß er mich überraschen wolle; dann hätte ich es erwartet und wäre weniger ... erstaunt gewesen.“

Die Gesellschaft hat sich an den Fenstern aufgestellt, die Damen vornen, die Herren hinter ihnen; diese sind jedoch genöthigt, sich ein wenig vorzubeugen, um zusehen zu können; aber Alle scheinen höchst zufrieden, und Niemand würde seinen Platz für einen andern vertauschen.

Der Marquis sitzt allein in seinem Lehnstuhl an einem Fenster im Zimmer seiner Gemahlin, zu dieser spricht er:

„Liebe Freundin, Du kannst die Stücke, die unten losgebrannt werden, nicht sehen, ich werde Dir sie aber beschreiben, und was die Raketen und Schwärmer anbelangt, diese bemerkst Du vom Bette aus prächtig.“

„Wenn das den Cherubim erschrecken würde!“ sagte die Marquisin, die Wiege hinter ihr Bett rückend

„— Fürchten Sie nichts, Marquisin, mein Sohn wird mir nachschlagen, er liebt den Lärm und den Pulverdampf! ...“

Tasmin, der den Befehlen seines Herrn Folge geleistet, den Keller aufgeschlossen und sich und seine Kameraden gehörig erheitert hatte, schien in sein zwanzigstes Jahr zurück versetzt zu sein, und spazierte, wie ein General unter seinen Soldaten, inmitten der Feuerwerksanstalten herum.

In der hintersten Ecke des Hofes befanden sich die Böller; dies war das grobe Geschütz; bis zum Augenblick des Hauptfeuerwerks sollten keine mehr losgeschossen werden, da aber die Feuerreste, wenn sie dorthin fielen, in das Innere der Böllerkästen dringen und sie vor dem gewünschten Augenblick entzünden könnten, so hatte der Koch des Hauses, ein vorsichtiger Mann, der Tasmin an die Hand ging, Kastroldeckel, eine Bratkachel, eine Schmalzpfanne und dgl. aus seiner Küche geholt und auf die Kästen gedeckt, welche bekanntlich eine Form wie Ofenröhren haben, jedoch nach der Masse des darin enthaltenen Pulvers von verschiedener Größe sind; in Folge dessen wurde die Bratkachel auf den größten Kasten, die

Schmalzpfanne auf den etwas Kleinern und die Kastroldeckel auf die Kleinsten gelegt; diese Vorsichtsmaßregel sollte verhüten, daß Funken oder flammende Raketenstücke in die Kästen hineinfielen.

Tasmin schweifte mit den Blicken an den Fenstern vorüber und wartete, bis die ganze Gesellschaft ihren Platz eingenommen hatte.

Der Koch, dem der Wein des Marquis in den Kopf gestiegen war, harrte nicht weniger ungeduldig, als der alte Kammerdiener, eine brennende Lunte in der einen Hand, mit der andern seine baumwollene Mütze hinter's Ohr streifend, neben dem Feuerwerke.

Unterdessen tanzten die dicke Turlurette und zwei andere Dienstboten rund um ein Transparent herum, das den Mond darstellte, und wie Tasmin versicherte, das Bildniß des kleinen Cherubim war.

„Sie sind da! Alles ist zugegen ... wir können nun das Feuerwerk loslassen!“ rief Tasmin, nachdem er noch einmal einen Blick auf die Fenster geworfen hatte.

„Ja, ja, fangt an,“ sagte Turlurette, „o! wie schön wird das sein ...“

„Fort mit den Frauenzimmern!“ rief der Koch mit entschiedenem Tone, „ihr würdet uns zu Dummheiten verleiten; gehen Sie ins zweite Stockwerk hinauf, Mamselles! ...“

„Ei! man hat mir versprochen, mich wenigstens einen kleinen Frosch losbrennen zu lassen! ... nicht wahr, Herr Tasmin?“

„Ja! ja!“ schrie Tasmin, „heute muß sich Alles freuen! es gilt unserem jungen Herrn! ... Turlurette darf eine

kleine Rakete loslassen ... das will nichts heißen ... aber erst nachher, später! ... Achtung, Koch ... wir wollen anfangen!"

Das Feuerwerk begann mit einigen Brillantschwärmern, bengalischen Feuern und Raketen; die Gesellschaft schaute zu, und wenn sich etwas Feuriges gegen die Fenster zu richten schien, so zogen sich die Damen zurück, schrieen vor Entsetzen und lachten dann wieder laut auf; die Herren sprachen den Damen Muth ein, indem sie diese bei den Händen faßten und solche zärtlich in den ihrigen drückten; ich bin nicht überzeugt, daß sie sonst nichts anfaßten; allein die Damen ließen sich beruhigen, man nahm seinen Platz wieder ein, man klatschte Beifall, man war sehr vergnügt, und der alte Marquis sagte von seinem Fenster aus zu seiner Gemahlin:

„Meine theure Freundin, das ist prächtig! .. bewundernswürdig! .. blendend! .. ich bedaure sehr, daß Du so entfernt davon bist!“

„— Aber, mein Freund, wenn es das Haus in Brand steckte! ..“

„— Fürchte nichts ... Jasmin ist vorsichtig! er wird den Vorgesetzten der Spritzenmänner, der dicht neben uns wohnt, von seinem Vorhaben in Kenntniß gesetzt haben; überdies ist der Hof sehr groß es ist keine Gefahr vorhanden.“

Die zärtliche Aménais war nicht sehr getröstet; es wäre ihr lieber gewesen, wenn man zum Tauffeste ihres jungen Söhnchens kein Feuerwerk abgebrannt hätte; allein Alles schien erfreut, und sie wagte es nicht, die Gesellschaft des Vergnügens an diesem Schauspiel zu berauben.

Bald ertönten Beifallsbezeugungen von allen Seiten: Jasmin rief, während er das Transparent mit dem Monde anzündete, aus:

„Bildniß unseres Kindes, des kleinen Cherubim von Grandvilain.“

Alsdann hatte Jedermann treuherzig applaudirt, obgleich man vergebens die Augen aufriß, um in dem Transparent das Gemälde des Bildes zu entdecken; man schrieb dies jedoch dem Rauche zu, und mehrere Personen scheuten sich nicht, auszurufen:

„Er ist getroffen! ... auf Ehrenwort! man erkennt ihn! ... Das ist ein prächtiger Gedanke; nur bei dem Herrn Marquis von Grandvilain sind solche Dinge zu sehen!“

Während die Gesellschaft das Transparent bewunderte, hatte sich Jungfer Turlurette, die fortwährend ihren Gedanken, etwas loszulassen, verfolgte, Jasmin genähert und sagte zu ihm:

„Geben Sie mir Ihre Lunte ... jetzt ist's an mir ... was soll ich anbrennen?“

„Hier, Jungfer Turlurette, zünden Sie diese Sonne an; fürchten Sie sich aber nicht? ...“

„— Ich! mich fürchten! o, nein ... zeigen Sie mir nur, was ich anzünden soll ...“

„— Nehmen Sie! hier ist die Lunte.“

Die dicke Turlurette ergriff die ihr von Jasmin dargebotene Lunte und nahte sich der Sonne; trotz des Muthes, den sie an den Tag legen wollte, ward das dicke Weibsbild doch von einer mächtigen Anwandlung erschüttert: — denn sie hatte in ihrem Leben noch kein Kunstfeuer-

werk angezündet; als sie an dem bezeichneten Orte angebrannt hatte, als sie das Feuer zischen und plötzlich neben sich loskrachen hörte, ergriff sie ein panischer Schrecken; sie glaubte, die Sonnenstrahlen hätten sie angezündet, und flüchtete sich, während sie mit einer Hand den Rock in die Höhe hob, als wollte sie einen Gürtel daraus machen, und in der andern die brennende Lunte hielt, die sie nun an dem ersten besten Ort wegwarf, auf die entgegengesetzte Seite des Hofes.

Die Sonne hatte Bewunderung erregt, sie hatte sich gedreht, wie ein Reif; die ganze Gesellschaft applaudirte an den Fenstern; Einige sagten:

„Es ist so schön, wie im Tivoli.“

Ein Anderer rief aus:

„Es ist beinahe so schön, als wie wenn man bei mir, an meinem Namenstage, auf meinem Gut in meinem Garten ein Feuerwerk losläßt!“

Auch der alte Marquis beugte einen Theil seines Körpers vor's Fenster hinaus und rief:

„Brav! meine Kinder! ... ich bin höchst zufrieden! ihr dürft nach dem Feuerwerk noch einmal schmausen.“

Aber kaum hatte Herr von Grandvilain diese Worte beendigt, so ließ sich ein fürchterliches Getöse vernehmen, welches das Haus bis in die Grundvesten erschütterte: die großen und kleinen Bollerkästen waren alle mit einem Male losgegangen, weil die dicke Turlurette in ihrem Schrecken die Lunte mitten unter das große, zum Schluß bestimmte Hauptfeuerwerk hineingeworfen hatte.

Wenn nur die Boller losgegangen wären, so hätte dies weiter nichts zu bedeuten gehabt, indem dann bloß

der für den Schluß des Festes bestimmte Schall etwas früher ertönt hätte; so waren sie aber, als das Feuer sich ihnen mittheilte, unglücklicherweise noch mit den verschiedenen Küchenwerkzeugen bedeckt, die der Haushofmeister aus Vorsicht darauf gelegt hatte; und in demselben Augenblicke, als das plötzliche Krachen Jedermann, selbst diejenigen, welche das Feuerwerk veranstalteten, in Stauen versetzte, wurden Bratpfanne, Schmalzpfanne und Rastroldeckel mit entsetzlicher Gewalt in die Lüfte geschleudert.

Dem Herrn von Grandvilain, der eben seinen Leuten seinen Dank ausgesprochen hatte, riß die Bratpfanne, die bis ins Zimmer drang und vor dem Bette der Wöchnerin niederfiel, ein Ohr weg. Mehrere Personen der Gesellschaft hatten das Unglück, von Rastroldeckeln getroffen zu werden: einem hübschen Frauenzimmer wurden vier Zähne eingeschlagen, einem schönen jungen Manne, der sich über sie her beugte, die Nase mitten durch gespalten, kurz von allen Seiten erschallte nur Geschrei, Klagen, Verwünschungen, und diejenigen, welche keinen Schaden gelitten hatten, tobten noch ärger, als die Andern.

„Das sind die Folgen,“ riefen sie, „wenn man der Dienerschaft gestattet, ein Kunstfeuerwerk loszulassen der Koch hat sein ganzes Handwerkszeug hineingebracht . . . es ist noch ein Glück, daß ihm nicht der Einfall kam, seine Bratöfen in die Luft zu sprengen.“

Die Gesellschaft erwartete nichts weiter. Alles entfernte sich, die Einen, um sich verbinden zu lassen, die Andern, um zu erzählen, was sich bei Herrn von Grandvilain zugetragen hatte.

Inmitten dieses Unglücks traf Tasmin die Schmalzpfanne, welche, nachdem sie zuvor in die Höhe geschleudert worden, auf sein Haupt zurückgefallen war, und das Angesicht des getreuen Kammerdieners gleich, von Brandmahlen überdeckt, vollkommen einem Schaumlöffel. Dies verhinderte indeß Tasmin nicht, sich mit erbarungswürdiger Miene seinem Herrn vorzustellen, der eben eifrigst nach seinem Ohre suchte.

„Gnädiger Herr,“ flehte der Kammerdiener, „ich bin trostlos ich begreife nicht, wie das geschehen konnte . . . das Feuerwerk ist noch nicht zu Ende . . . die Hauptsache fehlt noch . . . und wenn Sie es wünschen . . .“

Der Marquis erhob wüthend seinen Stock über Tasmin und wollte nichts weiter hören, und Frau von Grandvilain richtete sich zur Hälfte in ihrem Bette empor, indem sie mit imponirender Stimme zu dem armen Kammerdiener sprach:

„Im Namen meines Gemahls verbiete ich Euch von nun an, in unserem Hause irgend Etwas loszulassen.“

Viertes Kapitel.

Neue Art, Kinder aufzuziehen.

Mit dem an der Taufe des kleinen Cherubims losgelassenen Feuerwerk war allen Festlichkeiten im Hause Grandvilain ein Ende gemacht. Der Marquis hatte zwar sein Ohr wieder gefunden, war aber außer Stand gewesen, es wieder an seinen frühern Ort zurückzusetzen; er mußte sich also darein fügen, seine Laufbahn mit einem

Dhre zu beschließen, was eine sehr unangenehme Sache ist, wenn man siebzig Jahre lang die Gewohnheit hatte, deren zwei zu tragen.

Amenais verabscheute die Kunstfeuer, die Frösche, das geringste Gefrache; der kleinste Lärm that ihr wehe, und dies ging so weit, daß es verboten wurde, in ihrer Nähe eine Flasche zu entpfropfen.

Tasmin war wie ein Schaumlöffel geblieben, hatte sich aber hierüber bald getröstet, denn er verzichtete seit Langem schon gänzlich auf das schöne Geschlecht; die kleinen, seinem Gesichte eingepprägten Vertiefungen hinderten ihn nicht am Trinken, und für ihn war das die Hauptsache.

Tungfer Turlurette war ohne Verletzung davon gekommen, und doch hätte sie, mehr als Jedermann sonst, wenigstens einen Kastrol-Deckel verdient, denn sie war die Urheberin all' der Unfälle, welche das Haus getroffen. Allein Niemand hatte den Ursprung des Unsterns errathen, und Turlurette beschränkte sich darauf, den entschiedensten Haß gegen die Kunstfeuerwerke auszudrücken.

Die Ruhe war folglich wieder in das Haus Grandvilain zurückgekehrt, wo man auch seit dem letzten Feste weit weniger Gesellschaft empfing: die jungen Damen und hübschen Herren fürchteten sich, daselbst ihre Zähne zu verlieren oder eine gespaltene Nase davon zu tragen.

Die Marquisin konnte sich folglich nach Mufe der ihrem Sohne nöthigen Sorgfalt hingeben, und der kleine Cherubim erforderte sehr viel, denn er wurde schwach, gelb, kraftlos und war mit drei Monaten weit kleiner, als wie er zur Welt gekommen. Turlurette, die ihn

damals gewogen hatte, mußte das gewiß, und sagte deshalb eines Tages ganz leise zu Tasmin:

„Es ist sehr sonderbar, der gnädigen Frau ihr Kleiner schmilzt zusehends! er wiegt gegenwärtig zehn Loth weniger, als am Tage seiner Geburt.“

Tasmin sprang in die Höhe bei der Nachricht, daß das Kind seiner Herrschaft abnehme, statt zulege, und entgegnete der Turlurette:

„Wenn das so fortgeht, so wird er in Kurzem gar nichts mehr wägen. Man muß es der gnädigen Frau sagen, daß der Kleine abmagert.“

„— Ach! warum nicht gar! . . . damit Madame in Sorgen ist! . . . und ihre Milch ganz ausbleibt. . . O! wahrhaftig, nein, ich werde mich wohl hüten.“

„— Indessen, Jungfer . . . handelt es sich hier um das Wohl des Kindes!“

„— Ich will aber der gnädigen Frau keine Betrübnis verursachen.“

Tasmin faßte als ergebener Diener einen Entschluß: er begab sich zu seinem Herrn. Der Marquis lag, in seinen Schlafrock eingehüllt, auf einem Ruhbette, sein Kopf war mit einer schönen, grünen Sammet-Mütze bedeckt, die er sorgsam auf die Seite setzte, wo ihm das Ohr fehlte. Seit einiger Zeit hatte der alte Herr die Gewohnheit angenommen, seine Kinnlade zu bewegen, wie wenn er etwas einsaugte oder kaute, und dieses fortwährende Verzerren des Gesichtes gab ihm das Ansehen eines Nußknackers. Personen, denen dieses Zucken des Marquis unbekannt war, warteten, um ihn zu sprechen,

bis er ausgekauft habe; allein man wartete vergebens, die Kinnlade machte immerfort dieselbe Bewegung.

Seit dem Ereigniß beim Kunstfeuerwerke behandelte Herr von Grandvilain seinen Kammerdiener mit weniger Zuneigung. Indessen hatte Tasmin's Gesicht so zahllose Narben, daß ihm sein Herr wegen eines Vorfalles, dessen zweites Opfer er selbst gewesen, nicht hatte bitteren Groll nachtragen können.

„Was wollt Ihr von mir, Tasmin?“ fragte Herr von Grandvilain, als er seinen Diener mit verlegener Miene vor sich stehen sah.

„Gnädiger Herr, . . . ich hoffe, Sie werden mir das, was ich Ihnen zu sagen gedenke, verzeihen: . . . nur meine Anhänglichkeit an Sie und den jungen Marquis bestimmt mich hierzu . . .“

„Eure Anhänglichkeit ist mir bekannt, Tasmin, obgleich die Beweise derselben zuweilen ein unglückliches Resultat ergeben haben.“

Während Herr von Grandvilain so sprach, fragte er an dem Plaze seines verlornen Ohres.

„Laßt hören, was habt Ihr mir zu sagen?“

Tasmin schaute besorgt um sich, näherte sich seinem Herrn und sagte ihm mit leiser Stimme und geheimnißvoller Miene:

„So erfahren Sie denn, gnädiger Herr, daß Ihr Sohn geschmolzen ist . . .“

Der alte Marquis sinkt auf das Ruhbett zurück, blickt mit Angst seinen Diener an, und ruft aus:

„Geschmolzen! mein Sohn! . . . Ach, mein Gott! . . . ist er denn in einen Schmelzofen gefallen? . . .“

„ — Wenn ich sage geschmolzen, mein theurer Herr, so will ich damit nur ausdrücken, daß er abgenommen hat und seit dem Tage seiner Geburt gerade um zehn Loth magerer geworden ist . . . „

„ — Der Teufel soll Euch holen, Jasmin, Ihr habt mir einen entsetzlichen Schreck verursacht! Ihr macht doch immer Dummheiten!“

„ — Aus Anhänglichkeit an Sie, gnädiger Herr, hielt ich es für meine Pflicht, Sie hievon in Kenntniß zu setzen. Turlurette hat unsern kleinen Cherubim gewogen, sie ist ihrer Sache gewiß . . . sie wagt es nicht, solches der gnädigen Frau zu sagen; aber ich hielt es für gerathener, Sie davon zu benachrichtigen; denn wenn das Kind nur einigermaßen so fortmacht, so wird es in wenigen Monaten gar nichts mehr wägen.“

Herr von Grandvilain schüttelte betrübt das Haupt und sprach:

„ In der That, mein Sohn gedeiht nicht . . . er bekommt eine gelbliche Farbe, die mich in Staunen versetzt . . . denn seine Mutter und ich sind sehr weiß . . . Ach, mein armer Jasmin, ich erhalte nach und nach die Ueberzeugung, daß man in der Jugend Kinder haben muß, denn dann erben sie auch unsere Stärke!“

„ — Ach was? gnädiger Herr! . . . Sie sind stark! Sie sind ein Roß, mit Erlaubniß zu sagen! . . . Unser Cherubim ist prächtig zur Welt gekommen . . . Sie müssen sich dessen noch erinnern; . . . wenn er abfällt, . . . so kommt es daher, weil er nicht genug ist . . . Die gnädige Frau verhätschelt ihn! verzärtelt ihn . . . das mag

ganz recht sein . . . aber der kleine Schelm möchte vielleicht lieber Wein und eine Côtelette!"

"— Eine Côtelette! Bist Du von Sinnen, Jasmin! giebt man zwölfwöchigen Kindern Côteletten zu essen?"

"— Es wäre ihnen vielleicht besser, als Milch! man weiß nicht. Wenn ich das Recht dazu hätte, würde ich es probieren."

"— Wahrhaftig, Jasmin, Du erinnerst mich daran, daß der Großvater unseres guten Heinrichs IV. seinem Enkel gleich nach der Geburt Wein zu trinken gab, und es brachte dem Kinde keinen Schaden, ganz im Gegentheil, denn Heinrich IV. war in jeder Hinsicht ein rechter Teufelskerl. Mit Rücksicht auf dieses glaube ich, daß mein Sohn, der bereits über drei Monate alt ist, recht wohl ein Schlückchen guten Weines trinken dürfte. . ."

"— Ganz gewiß, gnädiger Herr, der Wein kann niemals schaden . . . und Sie haben so vortrefflichen . . . unser kleiner Cherubim wird von demselben, statt gelb, auch wie der große König, ein rechter Teufelskerl werden, und wenn Sie es nebenbei noch versuchten, ihn eine Côtelette aussaugen zu lassen . . ."

"— Der Wein wird genügen . . . etwas Fleischbrühe dazu dürfte vielleicht dienlich sein . . . Wenn nur die Frau Marquisin zugibt, daß ihr Säugling andere Nahrung genießt! . . ."

"— Hören Sie, gnädiger Herr, Alles wohl erwogen, ist der Kleine unser Sohn! . . . Wenn ihn die gnädige Frau nicht gehörig nährt, so haben wir das Recht, unsern Willen auszuführen . . . Was Teufels! . . . man

bekommt nicht jeden Tag ein Kind, und wenn Sie noch einmal frisch anfangen müßten, so glaube ich, daß . . ."

"— Ja, Tasmin, ja . . . ich werde mich zeigen, es handelt sich um das Wohl meines Erben, ich will beharrlich sein."

Und der Herr Marquis von Grandvilain erhob sich von seinem Ruhbette und lenkte seine Schritte gegen das Gemach seiner Frau: hiezu stützte er sich auf den Arm Tasmin's, der auf dem ganzen Wege wiederholte:

"Geben Sie ihm Wein zu trinken, mein Herr, geben Sie ihm gute Suppen, und ich wette mit Ihnen, daß er, ehe ein Monat vergeht, wieder um seine zehn Loth zugenommen hat!"

Frau von Grandvilain hatte es nicht gewagt, ihrem Manne zu gestehen, daß sie nicht genug Milch zum Säugen ihres Sohnes habe; sie hatte ein Saughörnchen kaufen lassen, und wenn der Marquis nicht zugegen war, gab man dem Kind aus diesem zu trinken; allein sobald der Vater zugegen war, so spielte man die Amme, und der arme Cherubim war dann auf die unergiebig, unschmackhafte Brust angewiesen.

Da der Marquis unversehens in das Zimmer seiner Frau eintrat, in einem Augenblick, wo sie ihn gerade nicht erwartet hatte, so konnte sie das Saughörnchen, aus dem das Kind eben trank, nicht eilig genug entfernen.

"Was ist das, meine Liebe?" fragte der Marquis, den Gegenstand betrachtend, aus dem sein Kind den Trank einsog.

„Mein Freund,“ entgegnete Frau von Grandvilain ganz bestürzt, „das ist . . . das ist ein Ersatzmittel . . .“

„Ein Ersatzmittel! Ach was Teufels! ei, meine Theuerste, Sie bedienen sich eines Ersatzmittels . . . und ohne mich davon in Kenntniß zu setzen.“

„Mein Lieber, es gibt Augenblicke, wo es mir an Milch fehlt . . . und der gute Kleine soll nicht dadurch leiden.“

„Nein, gewiß nicht, Madame, nur hätte ich, wenn Sie mir es früher gestanden, daß Sie sich eines Ersatzmittels bedienten, meinerseits nicht gezögert, Ihnen mitzutheilen, wie sehr ich wünschte, daß die Nahrungsweise unseres Erben eine andere werden sollte. Mein Sohn gedeiht nicht, Marquisin, das ist augenscheinlich . . . Ich glaube, die Milch behagt ihm nicht . . . Es wundert mich nun weniger, weil's nicht die Ihrige ist. Kurz, ich will eine andere Art versuchen . . . Ich will meinem Sohn Wein zu trinken geben.“

„Wein, mein Freund! bedenken Sie doch . . . ein dreimonatliches Kind . . .“

„Das prächtig war, als es zur Welt kam . . . und mit Deinem Saughörnchen zusehends abnimmt . . . Ich werde ihm Bordeaux geben . . . das ist ein süßer, edler Wein . . . Wenn der gut anschlägt, so nehme ich später Burgunder.“

„Aber, mein Herr, Cherubim bedarf im Gegentheil leichter Sachen . . . Eselmilch sollte man ihm geben! . . .“

„Meinem Sohne Eselmilch! . . . Pfui, Madame! . . . Das begreife ich nicht . . . Wollen Sie vielleicht einen Esel aus ihm machen? Wein muß er trinken!“

„Er muß Milch trinken!“

Zum ersten Mal stritten sich die beiden Gatten und keines gab nach.

Herr von Grandvilain nahm seinen Sohn auf die Arme, trug ihn in sein Zimmer, ließ sich von Tasmin eine Flasche alten Bordeaux bringen und gab seinem Erben mit dem Löffel davon ein.

Das Kind verschluckte den Bordeaux, ohne allzuviel Grimassen zu schneiden, nach wenigen Augenblicken färbten sich seine Wangenlein, und der alte Kammerdiener, der seinem Herrn behülflich war, dem kleinen Cherubim den Wein einzugeben, rief aus:

„Sehen Sie, Herr Marquis! . . . sehen Sie . . . unser Sohn hat schon eine bessere Farbe! . . . es ist ihm schon besser, er gewinnt wieder Kräfte . . . fahren Sie fort, gnädiger Herr . . . er verdreht die Augen . . . ich glaube, er will noch mehr . . .“

Herr von Grandvilain dachte, man müsse beim ersten Male vorsichtig sein und die Sache nicht übertreiben; er kehrte zu seiner Gemahlin zurück, übergab ihr den Kleinen wieder und sagte:

„Madame, Cherubim fühlt sich bereits besser . . . er hat wieder Farbe und seine Augen strahlen wie Diamanten . . . ich werde mit dem heute Begonnenen fortfahren, und Sie werden sehen, daß sich unser Sproßling gut dabei befindet.“

Madame entgegnete nichts, aber sobald sich ihr Gatte entfernt hatte, rief sie Turlurette und sagte zu ihr:

„Arme Turlurette, komm' und sieh', in welchen Zustand sie dieses liebe Herzchen versetzt haben . . . es riecht

abscheulich nach Wein, und ich glaube, es ist betrunken!"

„Ei, wahrhaftig, ja, Madame," rief das dicke Weibsbild aus, nachdem sie das Kind herochen hatte. „Der alte Dummkopf Tasmin ist Schuld daran . . . das ist ein Trunkenbold, er ließe die ganze Welt trinken, sogar die Säuglinge. Madame, folgen Sie mir, geben Sie ihm etwas Syrup-Brechwasser, dann wird er seinen Wein wieder von sich geben . . . es wird ihn zum Erbrechen nöthigen.“

„Nein, Turlurette . . . nein! ich fürchte, meinem Sohne zu schaden . . . und den Herrn Marquis zu ärgern. Aber ich will dem guten Herzchen Eselsmilch geben, und das wird die schädliche Wirkung des Weines zerstören.“

Die Eselsmilch wurde dem Kinde mit dem Saughörnchen eingeschüttet. Der kleine Cherubim trank sie ohne Widerstreben, er war sehr gutartig, und saugte Alles ein, was man ihm darbot: es handelte sich nur darum, ihm etwas Nützliches einzugeben.

Mehre Tage wurde mit dieser Ernährungsart fortgefahren. Der Marquis gab seinem Sohne Wein, und die Marquisin Eselsmilch zu trinken. Das Kind kam ganz roth aus den Händen seines Vaters, wurde aber wieder ganz blaß bei seiner Mutter. Bald bemerkte man, daß die Gesundheit des Kleinen völlig zerrüttet werde, denn die dicke Turlurette klystirte ihn nach Allem, was man ihm gab, und Tasmin, der ihn um jeden Preis dicker machen wollte, brachte ihm, so oft er mit ihm allein war, ein Stückchen Pastete oder ein Wursträdchen bei.

Noch war kein Monat vergangen, seit man den jungen Marquis mit Wein, Eselsmilch, Pasteten-Kruste und Klystier auferzog; und statt zuzunehmen, war er in einem erschreckenden Zustande. Die Marquisin weinte, und Herr von Grandvilain entschloß sich, einen Arzt rufen zu lassen.

Nachdem dieser das Kind untersucht und Alles vernommen hatte, was man zu seinem Gedeihen gethan, rief er mit sehr strengem Tone aus:

„Wenn Sie so fortfahren, kann ich Ihnen zum Voraus sagen, daß in acht Tagen Ihr Kind nicht mehr sein wird.“

Die Marquisin schluchzte, der Marquis wurde grünlich, und beide riefen zugleich:

„Was sollen wir denn anfangen, um unseres Kindes Gesundheit wieder herzustellen?“

„Was? . . . ihm eine Amme geben . . . eine gute Amme, und es mit ihr auf's Land schicken . . . es lange, sehr lange dort lassen . . . das muß geschehen . . . und zwar sogleich . . . heute noch . . . Sie haben keine Zeit zu verlieren, wenn Sie diesem Kinde das Leben erhalten wollen!“

Der Ton, in welchem der Doktor sprach, ließ keinen Widerspruch zu; und die Liebe, welche man für das Kind empfand, war glücklicher Weise über jede Eigenliebe erhaben; man mußte sein Unrecht zugestehen und schleunigst gehorchen.

Der Marquis sandte all' seine Leute aus, um eine Amme zu suchen. Die Marquisin selbst begab sich zu ihren Bekannten, rannte, fragte nach, erkundigte sich;

allein die Zeit verstrich, und die Unempfohlenen waren nicht gleich zu haben.

Nach Verlauf des Tages hatte man noch Niemand gefunden, die Marquisin und ihr Gatte küßten ihr Kind, ohne zu wissen, was sie ihm geben oder anbieten sollten, weil sie nicht mehr wagten, es ferner zu nähren, wie bisher.

Plötzlich erscheint Tasmin mit einer sehr dicken, sehr frischen, sehr pausbäckigen Bäurin und ruft aus:

„Hier ist, was wir suchen; die ist kräftig, hoffentlich . . . ihre Milch muß sein wie Käse . . . wenn die unsern Kleinen nicht herstellt, dann, meiner Treu, mische ich mich nicht mehr darein.“

Die von Tasmin herbeigebrachte Amme hatte ein so gutes Aussehen und schien einer so festen Gesundheit zu genießen, daß dies zu ihren Gunsten sprach . . . Frau von Grandvilain stieß einen Freudenschrei aus und bot das Kind der Bäuerin hin, diese reichte ihm ihre Brust, die es auch begierig, wie Jemand, der gefunden, was er suchte, nahm.

Der Marquis klopfte Tasmin auf die Schulter, indem er sagte:

„Du bist ein kostbarer Bursche; wie gelang es Dir, diese vortreffliche Amme aufzufinden?“

„Wie es mir gelang, gnädiger Herr? ich ging ganz einfach auf das Bureau in der Sanct-Apollinen-Straße . . . dort fragte ich nach einer Amme; ich habe deren von allen Farben gesehen . . . und diese auserwählt! Das war das Beste, was gethan werden konnte.“

Gasmin hatte den einfachsten Weg erwählt; dies ist aber gewöhnlich der, den man zuletzt einschlägt.

Die Amme des kleinen Cherubim war aus Gagny, und da die Befehle des Arztes bestimmt lauteten, so ging sie schon am nächsten Morgen nach ihrem Dorfe zurück, wohin sie auch ein prächtiges Kindszeug, Geld, Geschenke, Empfehlungen und ihren kleinen Säugling mitnahm.

Fünftes Kapitel.

Das Dorf Gagny.

Gagny ist ein hübsches Dorf, es liegt dicht bei Villemonble, von dem es beinahe die Fortsetzung zu bilden scheint, und etwas vor Montfermeil, wenn man des Weges von Paris kommt. Indem ich euch sage, Gagny sei hübsch, verstehe ich darunter nicht, daß es gerade und gut gepflasterte Straßen habe, daß alle Häuser dasselbe bürgerliche, sogar elegante Ansehen haben; dann würde es einer kleinen Provinzialstadt gleichen, und hätte nicht mehr das malerische, originelle und ländliche Gepräge.

An einem Dorfe liebe ich just diese Verschiedenartigkeit der Wohnungen, diese Unregelmäßigkeit der Gebäude, deren Anblick uns nicht mit der Einförmigkeit der Straßen in einer Hauptstadt ermüdet. Ich will den Pachtthof darin sehen mit all' seinem Zugehöre, die Pfüze, in der die Enten schnattern, den Düngerhaufen, auf dem die Hennen picken, dann das Häuschen des vermögenden Bauern,

der seine Räden grün anstreichen ließ und Weinreben an seinen Fenstern hinauf zieht, das Strohdach eines Tagelöhners nicht fern von dem schönen Hause eines reichen Bürgers aus der Stadt, die reizende Villa einer unserer Celebritäten von Paris, die Wohnung des Gärtners, die Schule, die Kirche und ihren Glockenthurm, und mitten unter all' diesem große Bäume, Fußpfade mit Holunder- oder wilden Fruchthecken, Hennen und Hähnen, die sorglos vor den Häusern auf- und abspazieren, frische, muntere, gesunde Kinder, die mitten auf den Straßen und Plätzen spielen, ohne die Equipagen und Omnibus zu fürchten. Sogar den Geruch des Stalles, wenn ich an dem Hause eines Milchers vorübergehe; denn all' dieses erinnert uns daran, daß wir wirklich auf dem Lande sind, und wenn wir dieses wahrhaft lieben, so empfinden wir ein Wohlbehagen, ein Glück, dessen Wirkungen wir augenblicklich genießen, und das wir, ohne lange nach der Ursache desselben zu forschen, der reinen Luft, die wir einathmen, den ländlichen Gemälden, woran sich unser Auge weidet, und der süßen Freiheit, worin wir leben, verdanken!

„Für wahre Freuden ist das Land der rechte Ort:

„Man ehrt die Götter mehr, man liebt sich besser dort!“

Gagny bietet euch das Alles dar. Ganz nahe von Raincy, dem Wald von Bondy und den köstlichen Gehölzen von Montfermeil gelegen, in geringer Entfernung von der Marne, deren Ufer besonders bei Nogent und Gournay reizend sind, könnet ihr die Schritte nach Belieben hinlenken, ihr werdet überall entzückende Spaziergänge, bewundernswürdige Aussichten finden. Die

Umgehend ist durch herrliche Besitzungen verschönert: das rothe Haus, das weiße Haus und das kleine mit Thürmen und Zinnen bedeckte Schloß Horloge, welches euch im Kleinen, aber sehr günstig die Wohnungen der alten Burgherrn vergegenwärtigt, gehören dazu. So beschaffen ist das Dorf Gagny, das jeden Tag in seiner Nähe irgend eine neue, elegante, gut eingerichtete Wohnung erstehen sieht; wo während der schönen Jahreszeit hübsche Pariserinnen, Künstler, Gelehrte oder Handelsleute sich vom ewigen Lärm und Geräusche der Hauptstadt zu erholen suchen.

Ich bemerke, daß ich euch Gagny zeichnete, wie es jetzt ist, während man doch schon im Jahre 1819 den kleinen Cherubim, Sohn des Marquis von Grandvillain, dorthin brachte. Im Ganzen war auch die Lage des Dorfes immer dieselbe, einige hübsche Besitzungen ausgenommen, die damals noch nicht existirten und heut zu Tage bewundert werden.

Vor allen Dingen wollen wir die Dorfbewohner kennen lernen, unter welche man unsern Helden versetzte.

Man weiß, daß die Amme, die den Cherubim mitnahm, eine dicke, frisch und vergnügt aussehende Bäuerin ist, die eine kräftige und volle Gestalt hat und in ihrem Nieder Reize verräth, womit leicht drei oder vier Marquis und ebenso viel Bauern ernährt werden könnten; aber man weiß noch nicht, daß dieses Weib Nicole Frimoussset heißt, achtundzwanzig Jahre alt ist, drei Knaben und einen Mann hat, der sie zur Verzweiflung bringt, obgleich er ein Muster von Gehorsam und Ergebung in ihren Willen ist.

Jakob Frimouffet stand in gleichem Alter wie seine Frau; er war ein starker, gut gebauter, schön gewachsener, breitschulteriger, entschlossener Jüngling, sein rothes, vollkommenes Angesicht, seine starken Augenbrauen, seine schwarzen, glänzenden Augen, seine weißen, regelmäßigen Zähne würden einem Herrn in der Stadt Ehre gemacht haben. Frimouffet war ein hübscher Bursche und schien im Voraus einen Mann zu versprechen, der alle im Ehestande auferlegte Pflichten zu erfüllen fähig war. Die Bäuerinnen sind nicht unempfindlich gegen körperliche Vorzüge; man versichert sogar, daß es Damen gibt ... große Damen, die Werth auf solche Kleinigkeiten legen.

Nicolle'n, die einige Güter und eine ziemlich hübsche Mitgift hatte, konnte es nicht an Freiern fehlen; sie wählte Jakob Frimouffet, und alle Bäuerinnen im Dorfe behaupteten, daß Nicolle keinen schlechten Geschmack habe! Was ohne Zweifel heißen wollte, sie hätten Frimouffet auch geheirathet.

Aber ein altes Sprichwort behauptet, daß oft der Schein trügt. Es gibt Leute, die nicht an Sprichwörter glauben wollen! Diese Leute haben höchst Unrecht! Erasmus sagt:

Von allen Wissenschaften ist die der Sprichwörter die älteste; sie galten als die Symbola, woraus das Gesetzbuch der Philosophie der ersten Zeitalter gebildet wurde; sie sind das Compendium der menschlichen Wahrheiten.

Aristoteles theilt die Meinung des Erasmus; er hält die Sprichwörter für Ueberbleibsel der ehemaligen, durch den Zahn der Zeit zerstörten Philosophie und glaubt, daß diese Reste, die nur ihrer Feinheit und Richtigkeit

wegen erhalten worden, statt unsere Verachtung zu verdienen, sorgsam überdacht und tief studirt werden sollten.

Chrysippos und Ceanthes haben lange Rollen zu Gunsten der Sprichwörter geschrieben. Theophrast hat einen ganzen Band über diesen Gegenstand abgehandelt. Auch zählt man unter den berühmten Männern, welche dieselben vertheidigten, Aristides und Clearchos, Schüler des Aristoteles. Endlich hat Pythagoras Symbole gemacht, die Erasmus in den Rang der Sprichwörter einreicht, und Plutarch in seinen Denksprüchen die Sprichwörter der Griechen gesammelt.

Wir könnten alle Schriftsteller der neuern Zeit nennen, die zu Gunsten der Sprichwörter geschrieben haben; dies würde uns aber zu weit abführen; außerdem sind wir der Ansicht, daß es dem geneigten Leser lieber wäre, zu Cherubims Amme zurückzukehren.

Die Bäuerin Nicolle kannte weder Erasmus noch Aristoteles; es gibt auch viele Leute in der Stadt, die durchaus keinen Begriff von diesen Philosophen haben und deßhalb doch recht wohl leben. Im Allgemeinen muß man das Studium der Alten nicht zu weit treiben; unsere Wissenschaft von dem, was ehemals geschehen, verhindert uns oft, über die Gegenwart recht im Klaren zu sein.

Nicolle sah bald ein, daß sie mit Jakob keine glückliche Partie gemacht habe. Der schöne Bauer war langsam, träge, gleichgültig, kurz — faul im ganzen Sinne des Wortes. Drei Tage nach der Hochzeit seufzte Nicolle schon, wenn man ihr zu ihrer Wahl gratulirte.

Aber Grimouffet besaß jene Bosheit der Landleute, die

ihre wahren Neigungen und ihre Fehler unter einer erheuchelten Miene von Gutmüthigkeit und Freimüthigkeit zu verbergen wissen und dadurch viele Menschen betrügen. Seine Frau war lebhaft, rasch, arbeitsam; er hatte nicht lange gebraucht, um ihren Charakter kennen zu lernen. Weit entfernt, sie in irgend etwas zu ärgern, schien Frimoussset der fügsamste, gehorsamste Mann im Dorfe; allein er trieb seine Abhänglichkeit so weit, daß er Nicolle lästig zu werden anfang, und darauf hatte er gezählt.

Des Morgens, während seine Frau die Haushaltungsgeschäfte besorgte, sagte Jakob, nachdem er gehörig gefrühstückt hatte, zu seiner Ehehälfte:

„Was soll ich jetzt thun, Nicolle?“ Und Nicolle erwiderte lebhaft:

„Ich glaube nicht, daß es uns an Geschäften fehlt! muß nicht unser Feld gepflügt, das Stück Land an der Straße umgebrochen . . . die Wiese gemäht . . . und der Garten eingesät werden? . . . gibt es da nichts zu thun?“

„Ja, ja!“ entgegnete Frimoussset kopfschüttelnd, „ich weiß wohl, daß es nicht an Geschäft fehlt . . . aber mit was soll ich anfangen . . . mit dem Felde . . . der Wiese . . . dem Stück Land, oder dem Garten? . . . Du sollst mirs sagen . . . Du weißt wohl, daß ich nur Deinen Willen thun will.“

„Warum nicht gar! Das ist eine Dummheit . . . hast Du nicht Verstand genug, um einzusehen, was zuerst geschehen soll? . . .“

„Nein, ich sage Dir ja . . . Du sollst mir befehlen,

was ich thun soll ... ich will mich daran gewöhnen, Weibchen, Dir zu gehorchen."

"Thu, was Du willst, und laß mich mit Frieden."

Mehr verlangte Frimouffet nicht; wenn er mit seiner Gutmüthigkeit seine Frau genug gelangweilt hatte, so verfehlte diese nie, zu sagen: „thu, was Du willst, und laß mich mit Frieden!“ Dann ging Nicolle's Mann ins Wirthshaus, wo er seinen Tag zubrachte. Seine Frau suchte ihn vergebens auf der Wiese und im Garten, und wenn er Abends zum Nachtessen nach Hause kam, fragte sie ihn:

„Wo hast Du denn gearbeitet, ich habe Dich nirgends gefunden?“

Dann antwortete Jakob mit einschmeichelndem Tone:

„Mein Herz Du wolltest mir nicht sagen, mit welchem Geschäft ich den Anfang machen sollte ... ich fürchtete, irgend eine Dummheit zu begehen ... und wollte nichts thun ohne Deinen Auftrag.“

Mit einem so hartnäckigen Schelme, wie Herr Frimouffet, wird es nicht lange anstehen, daß der Wohlstand, den man hat, der Dürftigkeit und dann dem Elend Platz machen muß; sowohl bei Niedern, als bei Großen gibt es kein Vermögen, das nicht durch Unordnung zu Grunde gerichtet werden könnte. Nach fünfjährigem Ehestande war Nicolle genöthigt, ihre Aecker und Wiesen zu verkaufen, und zwar bloß deshalb, weil Herr Jakob, wenn es zur Arbeit ging, niemals wußte, — wo er anfangen sollte.

Indessen hatte sich die Familie um drei kleine, gesunde, eßlustige Knaben vermehrt. Es scheint, daß die Hausfrau

in gewissen Punkten nicht immer zu ihrem Gatten sagte: „laß mich mit Frieden oder thu, was Du willst,“ und daß sie alsdann bestimmt anzuweisen mußte, welche Arbeit er vornehmen sollte; allein drei Kinder mehr und einige Stücke Land weniger, waren nicht im Stande, das gute Auskommen in Frimouffets Wohnung zurückzuführen. Deshalb kam Nicolle'n der Gedanke, sich als Amme zu verdingen, und da die Bäuerin eben so viel Lebhaftigkeit und Entschlossenheit in sich hatte, als ihr Gatte Faulheit und Gleichgültigkeit, so war ihr Plan bald ausgeführt.

Darum hatte Jasmin, als er in der Straße Sankt-Apoline aufs Ammenbureau ging, dort die Bäurin von Gagny gefunden, die er wegen ihres guten Aussehens erwählt und im Triumphe seinem Herrn, dem Marquis von Grandvilain, vorgeführt hatte.

Nicolle war eine brave Frau, sie fühlte eine aufrichtige Zuneigung zu dem ihr anvertrauten Kinde; sie nahm es auf die Arme, sobald es weinte; sie wurde nicht müde, ihm ihre Brust zu reichen und es in ihren Armen zu wiegen; sie trug auch Sorge, daß es immer hübsch, rein und sauber gewaschen war; allein die Bäurin war auch Mutter, sie hatte selbst drei Jungen, und trotz der Anhänglichkeit, die sie für ihren Säugling hegte, gab sie doch diesen Jungen die Bonbons, Confecte, Biscuits und Zuckerbrode, mit denen die Frau Marquise von Grandvilain sie reichlich zu versehen nicht vergessen hatte, wobei sie ihr den Auftrag erteilte, dieselben nicht zu sparen, und dem Cherubim nie etwas zu verweigern, sondern wieder andere Süßigkeiten zu begehren, wenn diese aufgegessen wären.

Zum Glück für Cherubim befolgte Nicolle ihre Anweisungen nicht buchstäblich.

Da man Mutter ist, ehe man Amme sein kann, so mußte die Bäuerin natürlich ihren Kindern vor dem Kostkinde den Vorzug geben. Sie reichte diesem die Brust, während die andern sich mit Leckereien, Süßigkeiten und Zuckerbroden vollstopften, was in kurzer Zeit einen nachtheiligen Einfluß auf ihre Gesundheit ausübte, wogegen der kleine Grandvilain frisch, rosig, dick und gesund wurde.

Die Ankunft des Säuglings brachte wieder Wohlhabenheit in Frimouffets Haus. Nicolle hatte nur dreißig Franken monatlich verlangt; aber der Marquis sagte hierauf:

„Wenn mein Sohn gedeiht, seine Gesundheit wieder erhält, so gebe ich Euch das Doppelte!“

Und die Marquisin fügte hinzu:

„Fordert von mir, was Ihr an Spezereien und Kleidern braucht, Alles, was mein Sohn nöthig hat; es soll Euch sogleich verabreicht werden!“

Und Jakob, der mehr als jemals Zeit zum Faulenzen und Wirthshauslaufen hatte, weil seine mit ihrem Säugling beschäftigte Frau ihren Mann nicht beaufsichtigen konnte, rief alle Tage aus:

„Meiner Treu, Nicolle, Du hast einen sehr guten Gedanken gehabt, Säugamme zu werden! Wenn Du nur drei oder vier solche Püppchen zu säugen hättest, dann hätten wir erst unser bequemes Auskommen!“

Und die kleinen Milchbrüder Cherubims, die nichts mehr thaten, als Leckerbissen und Zuckerbackwerk essen, schwammen auch im Entzücken, einen Säugling bei ihrer

Mutter zu wissen, der ihnen so viele gute Sachen verschaffte (in Folge deren sie fortwährenden Stuhlgang hatten).

Erst sechs Wochen waren es, seit Cherubim sich bei der Amme befand, als an einem schönen Herbsttage eine prächtige Equipage auf dem Markte des Dorfes Gagny, welches nicht gerade der schönste Platz ist, obgleich man dort die Hauptwache hin verlegte, stille hielt.

Ein Gefährt, das nicht vollkommen einem Leiterwagen gleicht, ist immer ein Ereigniß in einem Dorfe. Schon hatten sich fünf bis sechs alte Weiber, einige Greise, mehre Bauern und eine Menge Kinder um die Equipage, die sie neugierig betrachteten, versammelt, als der Kutschenschlag aufging und sich der Kopf eines Mannes zeigte.

Als bald entstand ein dumpfes Gemurmel und anhaltendes Hohngelächter, und folgende, eben nicht immer leise ausgesprochene Worte ließen sich unter den Neugierigen vernehmen:

„Ach! wie häßlich ist er! ... — O! dieses Angesicht! ... — Darf man so abscheulich sein, wenn man eine Chaise hat? — Da will ich lieber noch zu Fuße gehen! ... — Dem sind die Pocken auch nicht eingimpft worden! ...“
Und noch andere Bemerkungen ähnlicher Art, die leicht zu den Ohren dessen, der sie veranlaßte, dringen konnten, artigerweise aber nur im Stillen gemacht werden sollten; allein die Höflichkeit ist nicht die Lieblingstugend der Bauern in der Umgegend von Paris.

Glücklicherweise war der, welcher den Kopf aus dem

Kutschenschlag streckte, etwas harthörig und überdies ein Mann, der sich solcher Albernheiten wegen nicht ärgerte, er richtete sogar im Gegentheil, mit freundlicher Miene die Gesellschaft begrüßend, folgende Worte an sie:

„Wer von euch, gute Leute, könnte mir die Wohnung der Nicolle Grimouffet zeigen ... ich weiß zwar, daß sie in einer Straße ist, die auf den Marktplatz führt ... aber weiter weiß ich nicht.“

„Nicolle Grimouffet!“ sagte ein halbbetrunkener Bauer, der eben aus einer Schenke kam und sich anschickte, in eine andere einzutreten.

„Das ist mein Weib ... Nicolle ... ich bin Jakob Grimouffet, ihr Mann ... was wollt Ihr von meinem Weibe?“

„Was wir von ihr wollen? Postausend, wir wollen den kleinen Knaben sehen, den wir ihr anvertraut haben, und uns erkundigen, wie sich das liebe Kind befindet.“

„Ach! das ist der Herr Marquis,“ schrie Jakob, seinen Hut abnehmend und mehrere Kinder zu Boden werfend, um sich schneller dem Gefährten zu nähern. „Ach! entschuldigen Sie, Herr Marquis! ... ich kannte Sie nicht ... ich will Ihnen den Weg zeigen ... dort ist unsere Straße ... dort neben ... es geht bergauf ... aber Sie haben gute Pferde ...“

Und Jakob fängt an, vor der Chaise herzurennen, und schreit, während er hüpfet und springt, aus vollem Halse:

„Da ist der Vater des kleinen Cherubim! ... Da ist der Marquis von Grandvilain, der uns besucht! ... ich werde seine Gesundheit trinken!“

Der in der Chaise entgegnete seinerseits:

„Nein, ich bin nicht der Marquis, ich bin Tasmin, sein erster Kammerdiener ... und das Frauenzimmer, das mich begleitet, ist nicht die Frau Marquisin ... sondern Turlurette ... ihre Kammerfrau ... das ist aber einerlei.“

„Ihr sagt eine Dummheit, Tasmin,“ wendete Turlurette ein, ihrem Reisegefährten einen Stoß gebend, „wie ist das einerlei, ob es unsere Herrschaft ist oder wir? ...“

„Ich verstehe das in Beziehung auf das Kind, das wir zu besuchen gedenken ... Man schickt uns, um uns nach dem Zustand seiner Gesundheit zu erkundigen ... können wir diesen nicht so gut prüfen, wie unsere Herrschaft? .. und sogar noch besser, denn wir haben bessere Augen als sie! ..“

„Ihr sprecht mit sehr wenig Achtung von Eurer Herrschaft, Herr Tasmin.“

„Mamsell, ich achte und verehere dieselbe das hindert mich aber nicht an der Behauptung, daß sie beide in einem betrübten Zustande sind welch' armselige Gerippe! ... sie dauern mich! ...“

„Nun, schweigen Sie, Herr Tasmin, wir sind an Ort und Stelle.“

Das Gefährt hielt vor Grimouffets Hause. Schon hatte Jakobs Geschrei Alles in Bewegung gesetzt ...

„Das sind Cherubims Eltern,“ sagte man von allen Seiten; die kleinen Jungen springen der Chaise nach, Jakob geht in den Keller, um Wein zu holen, womit er der Gesellschaft aufwarten will, während Nicolle eiligst ihren Säugling wäscht und schnäuzt, ihn auf ihren Armen Tasmin und Turlurette im Augenblick, als diese

aus dem Wagen steigen, entgegenbringt und ihnen zuruft:

„Hier ist er, gnädiger Herr und gnädige Frau...
Küssen Sie ihn... und sehen Sie, wie gesund er ist!...
Ach! ich schmeichle mir, daß er nicht so hübsch war, wie
Sie mir ihn übergaben!...“

„Es ist wahr!... er ist wunderhübsch!“ sagte
Tasmin, das Kind küssend.

„Er ist reizend!“ sagte Turlurette, den kleinen Cherubim hin und her drehend, und von allen Seiten betrachtend.

Aber während man ihren Säugling bewunderte, hatte
Nicolle Zeit, sich zu fassen, schaute Tasmin und Turlurette an und rief aus:

„Ei! aber... es kommt mir vor, wie wenn das
nicht der gnädige Herr und die gnädige Frau, der Herr
Vater und die Frau Mutter wären... Wahrhaftig! ich
erkenne diesen Herrn an seiner rothen Nase und seinem
narbigen Gesichte... er hat mich auf dem Bureau geholt
und auserwählt.“

„Ja, Amme, Ihr irrt Euch nicht,“ entgegnete Tasmin,
„ich bin nicht mein Herr... ich wollte sagen, ich
bin nicht der Marquis, ich habe es Eurem Manne zugerufen,
aber er wollte mich nicht anhören; das thut nichts,
man hat uns geschickt, Turlurette und mich, um uns
von der Gesundheit des jungen Grandvilain zu überzeugen,
und Nachrichten hierüber dem Herrn Marquis und seiner
Gemahlin zu überbringen.“

„Ihr seid stets willkommen,“ erwiderte Nicolte...

„Dann werdet ihr's nicht verschmähen, unsern Wein

zu versuchen, und Euch zu erfrischen!" rief Jakob aus, indem er einen großen, bis an den Rand gefüllten Krug mit Wein herbeischleppte.

"Ich habe niemals ein Glas Wein ausgeschlagen und erfrische mich allzeit gerne, auch wenn ich nicht heiß habe," antwortete Jasmin; „aber zuerst will ich genau die Befehle meiner werthen Herrschaft befolgen . . . Amme, sei't so gut, wickelt das Kind auf, und zeigt es mir ganz nackt, damit ich mich überzeugen kann, daß es von oben bis unten, einschließlich Allem, in gutem Zustande ist."

"Ei, mein Gott! trinkt' und laßt uns mit Frieden, das ist mein Geschäft!" sagte Jungfer Turlurette, das Kind in ihren Armen behaltend.

"Mamsell, ich hindere Sie nicht daran, das Kind gleichfalls zu betrachten, aber ich weiß, was mein Herr mir befohlen hat, und ich will ihm gehorchen . . . gebt mir den Cherubim, ich will einen kleinen Amor aus ihm machen."

"Ich gebe ihn Ihnen nicht . . ."

"Dann werde ich ihn zu nehmen wissen!"

"Kommen Sie doch!"

Jasmin springt mit einem Satz auf das Kind zu, aber Turlurette läßt es nicht los, jedes reißt es zu sich her; Cherubim weint; aber die Amme, welche dieser Nachahmung von Salomo's Urtheil ein Ende machen will, ergreift das Kind geschickt; in einem Augenblick hat sie es ausgekleidet; alsdann präsentirt sie es den beiden Dienstboten, läßt sie das kleine, runde, sammetige Hintertheil ihres Säuglings küssen, und ruft aus:

„Nun? ... ist das hübsch! ah! Ihr möchtet wohl auch ein solches haben! ... aber ihr habt nichts zu hoffen!“

Die Handlung der Amme hat bei der Dienerschaft des Hauses Grandvilain die Heiterkeit wieder hergestellt, und den Frieden geschlossen; Turlurette hört nicht auf, das Kind ihrer Herrschaft zu küssen. Tasmin nimmt eine große Prise Tabak, setzt sich dann vor einen Tisch, und spricht:

„Ja, ja, Alles ist in Ordnung ... wir haben da einen herrlichen Sprößling, nun wollen wir Guern Wein versuchen, Pflegvater!“

Takob schenkt eifrig ein, stoßt an und schenkt wieder ein, so daß Tasmin eben so zufrieden mit dem Pflegvater, als mit der Amme ist.

„Warum sind aber der Herr und die Frau Marquisin nicht selbst gekommen?“ fragt Nicolle.

„Ach,“ entgegnete Turlurette seufzend, „meine arme Gebieterin ist nicht wohl, seit sie säugen wollte, ging's schlimm ... und jetzt, seit sie nicht mehr säugt, geht's noch schlimmer! ...“

„Ich hatte mich doch angetragen, unsern Cherubim zu ersetzen, um unserer Gebieterin Erleichterung zu verschaffen!“ murmelte Tasmin, während er ein großes Glas leerte.

„Mein Gott, Herr Tasmin, Sie fangen wieder an, Dummheiten zu sagen,“ entgegnete Turlurette, „das wäre nicht übel, wenn die gnädige Frau Sie gesäugt hätte ...“

„Nun! ... wenn es auf Befehl der Aerzte geschieht ...“

ich habe eine Dame gekannt, die mehrere Katzen und zwei Kaninchen säugte, weil sie zu viel Milch hatte...."

„Verschonen Sie uns mit Ihren Geschichten!... kurz, meine Gebieterin ist sehr schwach, sie kann das Zimmer nicht verlassen, oh! wäre das nicht der Fall, so wäre sie schon längst gekommen, ihren theuren Kleinen, von dem sie fortwährend spricht, zu umarmen."

„Was den Herrn Marquis betrifft, der hat die Gicht in den Fersen, das hindert ihn ungemein am Gehen," sagte Jasmin. „Ich habe ihm zwar ein Mittel vorgeschlagen, nämlich, sich auf den Zehenspitzen zu halten, und die Fersen nicht auf den Boden zu bringen, er hat's probirt... aber nachdem er einige Schritte gemacht... plumps! gehorsamer Diener, da lag er der Länge nach auf dem Boden; seither hat er es nicht mehr versucht; darum hat man uns hierher geschickt; und seit nur zufrieden, wir werden treulich erzählen, was wir gesehen... Ihr habt unsern Sohn dem Leben wieder gegeben! Ihr seid wackere Leute! Eure Gesundheit, Pflégvater, Euer Wein kraut in der Kehle... es ist aber nicht unangenehm, er macht's dem Bordeaux nach."

Während Jasmin trank und schwatzte, holte Turlurette alles aus der Chaise, was ihre Gebieterin der Amme zugeschickt hatte. Das waren Geschenke jeder Art, Zucker, Kaffee, Kleider und sogar Spielzeug für die Milchbrüder Cherubim's. Das niedere Zimmer, worin sich gewöhnlich die Pandleute aufhalten, kann kaum das aus der Chaise Geholte in sich fassen. Die kleinen Grimouffet sind ganz toll, schreien, und wälzen sich auf dem Boden

vor Freude über den Anblick dieser Geschenke, und Nicole wiederholt jeden Augenblick:

„Die Frau Marquisin ist sehr gütig!... sie kann sich aber auch darauf verlassen, daß ihr Sohn all' diese Leckerbissen verzehren wird... meine Zungen sollen sie nicht berühren! denen ist übrigens auch der Speck lieber.“

Jasmin fühlte sich sehr wohl bei Jakob; Turlurette sah sich genöthigt, ihn daran zu erinnern, daß ihre Herrschaft mit Ungeduld auf ihre Rückkehr harre. Beide Dienstboten verabschiedeten sich von den Landleuten, küßten den kleinen Cherubim noch einmal, diesmal aber in's Gesicht, und stiegen in den Wagen ihrer Herrschaft, der sie in kurzer Zeit nach Paris zurückführte.

Die Marquisin erwartete die Zurückkunft ihrer Leute mit jener Angst einer Mutter, die für die Tage des einzigen Kindes fürchtet, das der Himmel ihr gewährt hat. Und trotz der Gicht schleppte sich Herr von Grandvilain von Zeit zu Zeit an sein Fenster, um nachzusehen, ob er nicht in der Ferne seine rückkehrende Chaise bemerke.

Die jüngere und raschere Turlurette war Jasmin vorangeeilt, sie trat mit freudestrahlendem Antlitz ein; ihre Miene verkündete schon, daß sie gute Nachrichten zu überbringen habe.

„Prächtig, gnädige Frau!... eine herrliche Gesundheit! ein herrliches Kind! o! man erkennt es gar nicht mehr... es war so schwächlich, als es fortkam! jetzt ist es dick und stark wie ein Fels.“

„Wahrhaftig? Turlurette!“ rief die Marquisin aus.
„Du täuschest uns nicht?“

„O! gnädige Frau, fragen Sie nur Jasmin, der eben kommt.“

Jasmin, gerade angelangt, schnaufte wie ein Dchse, denn er hatte es versuchen wollen, eben so schnell wie Turlurette die Treppe heraufzuspringen; er trat näher, begrüßte seine Herrschaft mit Würde und sprach:

„Unser junger Marquis ist in einem sehr blühenden Zustande, ich hatte die Ehre, ihm den Hintern zu küssen... ich bitte um Entschuldigung, daß ich mir diese Freiheit genommen... es ist aber ein so schönes... in so gutem Stande erhaltenes Kind... daß ich behaupte, die Familie Frimoussset ist unseres Zutrauens würdig, und man kann die Amme und ihren Mann nur loben.“

Diese Worte verbreiten Freude in des Marquis Hause. Cherubins Mutter nimmt sich vor, sobald ihre Gesundheit wieder hergestellt sei, nach Gagny zu reisen, und ihren Sohn zu besuchen, und der Herr Marquis von Grandvilain schwört dasselbe, sobald die Gicht von seinen Fersen gewichen sei.

Sechstes Kapitel.

Die Zeit und ihre Wirkungen.

Der alte Marquis und seine Frau fühlten sich ganz glücklich, seit sie ihren Sohn gesund wußten; sie vergaßen ihr eigenes Uebelbefinden hierüber, und machten große Pläne für die Zukunft.

In einem alten Liede heißt es:

Das Heute nur ist unser Theil,
Das Morgen ist für Niemand feil —

was sehr wahr ist, und beweist, daß man nie auf den folgenden Tag zählen soll; dies hindert aber nicht, daß wir oftmals Plane machen, worin wir eine große Anzahl Jahre überschreiten . . . was weit mehr ist, als einen folgenden Tag! . . . und der größte Theil dieser Plane darf doch nie in Erfüllung gehen . . . indessen haben wir stets Recht, solche zu machen, denn sie sind der beste Theil unseres Glückes; was wir besitzen, scheint uns nie so süß, als das, welches wir uns erst versprechen; es ist hier dasselbe, wie mit jenen Landschaften, die, von ferne betrachtet, uns so köstlich erscheinen, und, wenn wir am Orte unserer Bewunderung angekommen sind, nur noch ganz gewöhnlich von uns gefunden werden.

Einen Monat, nachdem Aménais die Versicherung von dem Wohlergehen und der Wiedergenesung ihres Sohnes empfangen hatte, wollte sie, sich besser fühlend, ausgehen und einen Spaziergang machen, um desto baldier im Stande zu sein, einen Ausflug nach Gagny zu machen.

Aber war sie zu frühe ausgegangen, oder eine neue Krankheit im Anzuge, die Marquisin befand sich unwohl, als sie nach Hause zurückkam; sie mußte ins Bett gebracht werden, und vierzehn Tage nachher geleitete man die Mutter des kleinen Cherubims, die ihren Tod nicht im mindesten geahnt und bis zum letzten Augenblicke die Hoffnung genährt hatte, ihren Sohn umarmen zu dürfen, zum Grabe.

Der alte Marquis war trostlos über den erlittenen Verlust, aber im siebenzigsten Jahre liebt man nicht mehr wie im dreißigsten; mit dem zunehmenden Alter wird man minder zärtlich, und dies ist sowohl eine Wir-

kung der Erfahrung, als der Jahre; man wurde im Laufe seines Lebens in seinen Neigungen dermaßen getäuscht, daß man am Ende nothwendig selbstsüchtig werden und die Zärtlichkeit, die man für Andere hegte, auf sich zurückwenden muß.

Außerdem blieb der Marquis nicht allein auf der Welt; hatte er nicht einen Sohn, der ihn trösten konnte? Sein getreuer Diener sagte eines Tages zu ihm:

„Mein theurer Herr, denken Sie an Ihren kleinen Cherubim . . . er hat keine Mutter mehr . . . gewiß hätten Sie vor ihr sterben sollen, denn Sie waren weit älter! aber die Dinge gehen nicht immer, wie man es sich vorstellt! . . . Die Frau Marquisin ist gestorben und Sie leben . . . es ist wahr, Sie haben die Sicht . . . aber es gibt Leute, welche nicht so bald von ihr mitgenommen werden . . . Sie sind ein Exempel davon. Seien Sie ein Mann, Herr Marquis, denken Sie an Ihren Sohn, aus dem wir einst einen kreuzfidelten Kerl machen wollen . . . wie Sie ehemals einer waren . . . denn früher waren Sie ein famoser Schelm, gnädiger Herr, man würde es nicht mehr glauben, wenn man Sie jetzt sieht.“

„Was soll das heißen, Jasmin, ich bin also sehr verändert . . . seh' ich denn jetzt impotent aus?“

„Ich sage das nicht, gnädiger Herr, aber ich meine doch, daß es Ihnen jetzt schwer würde, sich an einem Tage zu fünf bis sechs Stelldicheins zu begeben . . . was früher bei Ihnen so oft der Fall gewesen! . . . Ach! welcher Verführer waren Sie sonst . . . Nun! ich stelle mir vor, Ihr Sohn werde Ihnen nachschlagen . . . daß ich auch seine Liebesbriefe überbringen muß . . . nun!

nun! Ich werde sie besorgen, gnädiger Herr; . . . ich werde sie mit Vergnügen besorgen . . . Ich verstehe mich auf die Ueberreichung eines Liebesbriefchens."

"Das heißt, mein armer Junge, Du machtest stets Ungeschicklichkeiten und Dummheiten, und es ist nicht Dein Fehler, wenn ich nicht hundert Mal von eifersüchtigen Ehmännern oder Nebenbuhlern überrascht und angefallen wurde . . ."

"Sie glauben, gnädiger Herr? . . . o! Sie irren sich . . . es ist schon so lange, seit Sie all' das aus dem Gedächtnisse verloren haben."

"Im Ganzen genommen," fuhr Herr von Grandvilain nach einer Weile wieder fort, "würde es mir doch nichts helfen, wenn ich diese arme Marquisin fortwährend beweinte . . . Ich muß mich meinem Sohne erhalten. Ach! wenn ich ihn nur in seinem zwanzigsten Jahre sehen könnte, das wäre Alles, was ich wünschte."

"Poß tausend! . . . ich glaub's doch . . . Sie sind nicht dumm!" entgegnete Jasmin, "zwanzig und Ihre siebzig machen neunzig!"

"Nun, Jasmin, kann man nicht so alt werden?"

"Ach, der tausend! . . . das ist selten! . . . aber vor kommt's doch."

"Wie alt bist denn Du, drolliger Bursche! daß Du Dir solche Bemerkungen erlaubst?"

"Ich, gnädiger Herr, fünfzig Jahre," erwiderte Jasmin, sich ein Ansehen gebend.

"Hum! . . . ich glaube, Du verschweigst einen Theil . . . Du scheinst weit älter. Gleichviel, ich überlebe zehne, wie Du bist!"

„Der gnädige Herr sind es gewiß im Stande.“

„Und sobald meine Sicht weg ist, werde ich meinen Erben besuchen und umarmen. Ich könnte wohl die Amme hierher kommen lassen, aber der Arzt hält es nicht für gut, die Kinder einer Luftveränderung auszusetzen, und ich will lieber auf ein Wiedersehen Verzicht leisten, als ihn der Gefahr preisgeben, wieder krank zu werden.“

„Zudem, gnädiger Herr, wissen Sie ja, wenn Sie wünschen, daß ich unsern Kleinen besuchen soll, bin ich stets bereit ... es ist überflüssig, daß mich die dicke Turlurette begleitet ... ich weiß es selbst zu beurtheilen, ob sich ein Kind wohl befindet. Ich werde, wenn Sie wollen, alle Tage nach Gagny gehen, es ermüdet mich gar nicht.“

Tasmin besuchte Cherubim recht gerne; erstens hatte der treue Diener schon eine innige Anhänglichkeit an den Sohn seines Herrn und dann leerte er gerne einige Krüge Wein mit dem Pflegevater, der sein Freund geworden war.

Fünf Monate waren seit dem Tode der Frau Marquisin verflossen, als endlich Herr von Grandvilain, von seiner Sicht befreit, im Stande war, seinen großen Lehnstuhl zu verlassen. Sein Erstes war, Befehl zu ertheilen, daß man Pferde vor seinen Wagen spannen solle, dann stieg er hinein. Dies Mal kletterte Tasmin hintenauf, und man schlug den Weg nach Gagny ein.

Der kleine Cherubim gedieh herrlich, denn nicht er aß die Leckerbissen, die Turlurette immer der Nicolle zuschickte. Schon war von der Amme eigenen kleinen

Zungen einer an der Brustentzündung gestorben; die beiden andern größern und stärkern unterlagen den Zuckerkuchen und Marzipanen nicht so leicht, aber ihre Gesichtsfarbe war blaß und matt, während Cherubim von Gesundheit und Frische strahlte.

An dem Tage, wo der Marquis sich nach Gagny begab, hatte Jakob Grimouffet schon früh Morgens seine Wirthshausbesuche begonnen und war bereits völlig betrunken, als einer seiner Bekannten ihm die Nachricht mittheilte, daß die Equipage des Herrn Marquis von Grandvilain vor seiner Thüre halte.

„Gut,“ sagte Jakob, „mein Freund, Herr Tasmin besucht uns; obgleich Kammerdiener eines großen Hauses, ist er doch gar nicht stolz: wir werden ein paar Flaschen mit einander ausstechen.“

Und der Amme Mann kommt ganz schwankend nach Hause; er tritt in die untere Stube ein, wo Herr von Grandvilain seinen Sohn, der nun schon ein Jahr alt ist, und über seines Vaters Kinn, das keinen Augenblick stille stand, sehr zu lachen schien, auf den Knien schaukelte.

„Was ist das für ein Alter?“ ruft Grimouffet aus, indem er sich die Augen reibt und an die Wand lehnt.

„Das ist der Herr Marquis von Grandvilain selbst!“ entgegnet ihm Nicolle, während sie ihm von Ferne winkt, eine achtungsvollere Stellung anzunehmen; er aber schlägt ein lautes Gelächter auf, und sagt:

„Das, Cherubim's Vater! ... geht doch! das ist unmöglich! das ist sein Großvater ... sein Urgroß-

vater . . . wenigstens! . . . Kann man noch so kleine Fragen haben, wenn man schon so runzelig ist!"

Herr von Grandvilain wurde purpurroth vor Zorn; er hatte einen Augenblick Lust, seinen Sohn fortzunehmen, und nie mehr den Fuß über die Schwelle dieses plumpen Bauern zu setzen, der ihm solche unangenehme Dinge sagte; aber schon war es Nicolle gelungen, ihren Mann aus dem Zimmer hinaus zu jagen, und Tasmin, der sich eben in einiger Entfernung etwas erfrischt hatte, trat wieder näher und sagte:

"Hören Sie nicht auf ihn, gnädiger Herr; der Pfleger vater ist betrunken . . . er ist weg . . . er sieht nicht mehr klar . . . sonst hätte er nie solche Dinge ausgesprochen, er hätte sie vielleicht gedacht, aber nicht geäußert."

"Mein Mann ist ein Trunkenbold, und nichts Anderes!" erwiderte Nicolle. "Ich bitte sehr um Verzeihung für ihn, Herr Marquis, wegen seines Unglaubens, daß Sie der Vater Ihres Sohnes sind! . . . ei, mein guter Gott . . . man merkt wohl, daß ihm vom Trinken die Augen trübe sind . . . Der Kleine ist Ihnen ja aus dem Gesicht heraus geschnitten! . . . er hat Ihre Nase, Ihren Mund . . . Ihre Augen, er hat alles von Ihnen!"

Diese Lobeserhebung war lächerlich übertrieben und sehr wenig schmeichelhaft für den kleinen Cherubim. Aber der Herr Marquis von Grandvilain, der nicht altern wollte, nahm dies Alles für baare Münze; er betrachtet seinen Sohn nochmals und spricht vor sich hin:

"Ja, er gleicht mir . . . er wird ein hübscher Bursche werden." Dann stand er auf, und legte mit folgenden Worten eine Börse in die Hand der Amme: "Ich bin

zufrieden, mein Sohn befindet sich wohl, fahret fort, Sorge für ihn zu tragen; da ihm die Luft dieser Gegend gut thut, so werde ich ihn lange . . . sogar sehr lange in Euern Händen lassen . . . Die Kinder haben immer noch Zeit zum Lernen; die Gesundheit geht vor Allem! . . nicht wahr, Tasmin?"

„O! ja, gnädiger Herr! . . die Gesundheit! Sie haben vollkommen Recht, denn was nützt das Wissen, wenn man todt ist? . .“

Herr von Grandvilain lächelte über die Bemerkung seines Kammerdieners und kehrte, nachdem er Cherubim noch einmal geküßt hatte, in seinen Wagen zurück.

Jakob lehnte in einem Winkel des Hofes, aus dem er nicht mehr hervorzutreten wagte, er begnügte sich mit einer Verbeugung vor dem Marquis, und dieser suchte, während er an dem Landmann vorbeiging, sich einen höhern Anstand zu geben, und that sein Möglichstes, um seinen Schritten die Leichtigkeit und Sicherheit der Jugend zu verleihen.

Mehre Monate vergingen, im Laufe deren Herr von Grandvilain oft sagte:

„Ich will nach Gagny reisen.“

Aber er reiste nicht; die Furcht, abermals dem Pflegevater zu begegnen und sich auf's Neue Artigkeiten wie die frühern sagen zu lassen, hielt den Marquis zurück; daher beschränkte er sich darauf, seinen Sohn, der nun stark genug war, eine so kurze Reise ohne Gefahr zu unternehmen, zu sich nach Paris holen zu lassen.

Nicolle verblieb mehre Stunden im Hause des Marquis, aber Cherubim gefiel es nicht darin; er weinte und

verlangte ins Dorf zurück; dann küßte Herr von Grandvilain seinen Sohn und sagte zur Amme:

„Geh't schnell, man muß ihn nicht ärgern, es könnte ihn krank machen.“

Zwei weitere Jahre vergingen auf diese Weise. Cherubim genoß einer vorzüglichen Gesundheit, ohne jedoch so dick und stark zu sein, wie sonst die meisten Bauernkinder sind; er war heiter, spielte und lief gerne umher; aber sobald man ihn nach Paris führte, sobald er bei seinem Vater im Hotel Grandvilain war, verlor der kleine Knabe seine Munterkeit; es ist wahr, das Haus in der Vorstadt Saint-Germain war nicht freundlich, und der alte, beinahe stets von der Gicht geplagte Marquis ließ sich auch trübselig genug an.

Man that zwar sein Möglichstes, dem kleinen Jungen den Aufenthalt im Hotel angenehm zu machen; man hatte ein ganzes Zimmer mit Spielzeug angefüllt, man überdeckte einen Tisch mit Leckereien, Cherubim durfte alles essen, alles zerbrechen, man überließ ihn gänzlich seinem Willen, aber wenn das Kind einiges Spielzeug betrachtet und einiges Süße gegessen hatte, lief es zu seiner Amme, nahm sie bei der Schürze, schaute sie mit zärtlichem Blicke an und fragte mit flehender Stimme:

„Mutter Nicolle werden wir nicht bald wieder heim gehen?“

Eines Tages machte der Marquis eine ernste Miene, ließ seinen Sohn neben seinen Lehnstuhl kommen und sprach zu ihm:

„Aber Cherubim, Du bist hier daheim ... auf dem

Dorfe bist Du bei Deiner Amme hier aber bei Deinem Vater . . . und folglich daheim."

Das Kind schüttelte den Kopf und erwiderte:

"D, nein! hier bin ich nicht daheim."

"Eherubim, Du bist ein kleiner Starrkopf, Du glaubst Dich hier nicht daheim, weil Du nicht gewöhnt bist, hier zu sein . . . aber, wenn Du vierzehn Tage hier bliebest, hättest Du das Dorf ganz vergessen; denn hier ist es doch weit schöner, als bei Deiner Amme."

"D, nein! bei uns daheim ist es schöner!"

"Daheim! Daheim! Du wirst langweilig! . . . Nun, weil es denn so ist . . . weil es Dir bei Deinem Vater nicht gefällt, so muß Du hier bleiben, Eherubim, Du darfst nicht mehr zu Deiner Amme zurück; ich behalte Dich bei mir . . ."

Das Kind wagte keine Erwiderung mehr; der strenge Ton, den sein Vater zum ersten Male gegen dasselbe annahm, ergriff es dergestalt, daß es stumm und starr blieb, nach wenigen Augenblicken jedoch verfinsterten sich seine Züge, seine Augen zerflossen in Thränen und es brach in lautes Schluchzen aus.

Auf dieses eilte Tasmin, der in einem anstoßenden Zimmer das ganze Gespräch mitangehört hatte, wie ein Wüthender herbei und schrie:

"Nun! was soll das heißen? Sie bringen unser Kind bereits zum Weinen! . . . Das ist hübsch! . . . Wollen Sie jetzt ein Tyrann werden? . . ."

"Geht, Tasmin, schweigt . . ."

"Nein, gnädiger Herr, ich dulde es nicht, daß Sie unserem Kleinen Kummer machen! Das wäre! .. ich

widersehe mich feierlich ... sehen Sie, das arme Herzchen schwimmt in Thränen ... aber was haben Sie denn heute, ist Ihnen die Sicht zum Herzen gestiegen?"

"Jasmin ..."

"Gnädiger Herr, es ist mir einerlei! schlagen Sie mich, jagen Sie mich aus dem Hause sperren Sie mich in den Stall ... lassen Sie mich bei den Pferden übernachten ... thun Sie, was Sie wollen, nur bringen Sie dieses Kind nicht zum Weinen ... denn dann, sehen Sie, werde ich ..."

Jasmin hielt inne, er konnte nicht mehr weiter reden; denn er weinte auch.

Als Herr von Grandvilain seinen getreuen Diener sich die Augen mit dem Taschentuch bedecken sah, reichte er ihm, statt zu schmähen, die Hand und sprach:

"Nun, sei nicht böse ... ich hatte Unrecht ... ja, ich hatte Unrecht, dieses theure Kind zu betrüben. Alles wohl erwogen, ist meine Gesellschaft eben nicht heiter, die Sicht macht mich oft mürrisch. Was würde auch der arme Kleine hier im Hause anfangen? Er ist noch zu jung zum Lernen! ... und da er keine Mutter mehr hat, wollen wir ihn so lang als möglich seiner Amme lassen. Ueberdies ist die Luft in Paris nicht so gesund, als die auf dem Lande. — Nehmt Guern Jögling wieder zurück, Amme, da er Euch so sehr liebt; Ihr macht sein Glück aus. Komm, küsse mich, Cherubim, und weine nicht mehr, Du wirst mit Deinen Freunden zurückkehren; sie lieben Dich zwar nicht mehr, als wir, aber Du liebst sie mehr, als uns. Ich will Geduld haben, vielleicht liebst Du mich später auch."

„Bravo! .. Bravo!“ rief Jasmin aus, während sein Herr seinen Sohn umarmte. „Ach! das heißt gut gesprochen ... jetzt erkenne ich Sie wieder, gnädiger Herr! Ei! freilich wird Sie Ihr Cherubim einst lieben, sogar werthschätzen ... aber — später, das kommt nicht so schnell ... lassen Sie ihn erst ein wenig größer werden ... und wenn er dann Sie nicht liebt, dann will ich mit ihm sprechen!“

Die Amme hatte also das Kind wieder mit sich genommen; sie war froh, es behalten zu dürfen, da sie große Vortheile durch dasselbe genoß; zuvor aber hatte sie dem alten Marquis versprechen müssen, Cherubim in der künftigen Woche wiederzubringen, denn der alte Herr schien ungewöhnlich traurig, als er sich von ihm verabschiedete.

Man sagt, es gebe Ahnungen, geheime Vorgefühle, die uns ein nahendes Unglück zum Voraus verkünden, und daß unser Herz heftiger schlage, wenn wir uns von einer geliebten Person trennen, die wir niemals wiedersehen werden: warum sollten wir nicht an Ahnungen glauben? Die Alten glaubten an Vorbedeutungen. Geistreiche Leute sind oft sehr abergläubisch; es ist unendlich besser, zu viel, als gar nichts zu glauben; die starken Geister sind nicht immer große Geister.

Ob der Marquis von Grandvilain eine Ahnung hatte, als er nur mit Bedauern seinen Sohn entließ, das ist unbekannt; Thatsache ist aber, daß er ihn nie wieder sah; drei Tage nach der eben berichteten Scene raffte ein Sichtanfall den edeln Greis in wenigen Stunden dahin;

er hatte nur noch Zeit, den Namen Tasmins und seines Notars zu stammeln, sein letzter Seufzer war sein Sohn.

Der Schmerz des Kammerdieners war lebhafter, ruhrender, aufrichtiger, als es der einer Masse Verwandter und Freunde hätte sein können. Wenn uns unsere Dienstboten lieben, lieben sie uns sehr, denn sie kennen unsere Fehler so gut als unsere Tugenden, und vergeben uns diese um der andern willen, was unsere Freunde und sonstige Bekanntschaften niemals thun.

Tasmin war besonders trostlos, mit seinem Herrn noch gezankt zu haben, als er seinen Sohn bei sich behalten wollte.

„Ich bin Schuld,“ dachte er, „daß er ihn vor seinem Tode nicht umarmen konnte ... mein armer Herr! ... er ahnte seinen nahen Tod, als er sein Kind nicht mehr ins Dorf zurück lassen wollte ... und ich habe mir erlaubt, mit ihm zu zanken ... Narr, der ich war! ... und er schlug mich nicht nieder, wie ich es verdient hätte! ... im Gegentheil, er reichte mir die Hand! ... Ach! welchen Herrn habe ich an ihm verloren; ich stürbe vor Verdruß, wenn ich nicht über den kleinen Cherubim wachen müßte.“

Tasmin erinnerte sich dann, daß sein Herr, bevor er die Augen geschlossen, den Namen seines Notars gestammelt habe, und da er vermuthete, daß dieser mit der letzten=Willens=Vollstreckung seines Herrn beauftragt sei, so ließ er ihn schleunig von dessen Tode benachrichtigen.

Der Notar des Herrn von Grandvilain war ein noch junger Mann, aber von ernstem, sogar gestrengem Aeußeren; er hatte in der That des Marquis Testament in

Händen und war mit der Vollziehung seines letzten Willens beauftragt. Er beeilte sich, das Aktenstück zu öffnen und las, wie folgt:

„Ich habe dreißig tausend Franken Renten. Mein ganzes Vermögen fällt meinem Sohne und einzigen Erben zu. Ich will, daß er im fünfzehnten Jahre Herr seines Besizthumes werde. Bis dorthin ist mein Notar aufgefordert, dasselbe zu verwalten. Ich will nicht, daß irgend etwas im Innern meines Hauses geändert, noch einer meiner Dienstboten entlassen werde. Tasmin, meinen getreuen Kammerdiener, ernenne ich zum Oberaufseher meines Hauses. Jeden Monat wird ihm mein Notar die für das Hauswesen erforderlichen und zur Erziehung meines Sohnes nöthigen Gelder behändigen. — Sigismund Wenzeslaus, Marquis von Grandvilain.“

Der Notar konnte sich nach Durchlesung dieses Testaments eines Lächelns nicht erwehren, und Tasmin, der mit beiden Ohren zugehört hatte, betrachtete ihn staunend und stotterte:

„Aus all diesem, Herr Notar, habe ich nicht ersehen, wer der Vormund des Kleinen ist.“

„Es ist keiner da, Tasmin! sein Vater hat keinen für ihn ernannt; er hat sich auf mich und auf Sie verlassen: auf mich, hinsichtlich der Verwaltung seines Vermögens; auf Sie, zur Ueberwachung seines Betragens. Es scheint, daß Herr von Grandvilain ein großes Vertrauen in Sie setzte ... ich zweifle nicht daran, daß Sie es verdienen ... aber ich fordere Sie auf, Ihren Eifer für den jungen Marquis zu verdoppeln ... bedenken Sie,

daß Sie jetzt für ihn Sorge tragen müssen. In Rücksicht seines Vermögens wünscht sein Vater, daß er im fünfzehnten Jahre Herr darüber sei ... das heißt sehr früh reich werden! ... weil aber der Wille seines Vaters so lautet, Tasmin, so tragen Sie das Ihrige dazu bei, daß der junge Marquis in seinem fünfzehnten Jahre an Charakterstärke und Kenntnissen schon ein Mann sei!"

Tasmin hört diese Worte mit gerührter Miene; er beginnt eine Antwort, verwickelt sich aber, verliert sich in einem Satze, den er nicht vollenden kann, und verläßt endlich den Notar, nachdem er von diesem eine Summe Geldes zur Bestreitung des Hauswesens erhalten hat.

Als Tasmin ins Hôtel zurückkehrte, war er um drei Zoll größer geworden und aufgeschwollen, wie ein Ballon; die Eitelkeit findet überall ihren Sitz, bei den Großen, wie bei den Kleinen, sie muß sogar bei diesen noch stärker sein, da dieselben nicht ans Erhabene gewöhnt sind.

Die ganze Dienerschaft, neugierig, den Inhalt des Testamentes zu erfahren, scharrt sich um den Kammerdiener. Tasmin macht eine wichtige, einfältige Miene, spricht durch die Nase und entgegnet ihnen:

„Sei't ruhig, meine Freunde, nichts verändert sich im Hause; ich behalte euch Alle in meinen Diensten ..."

„Sie, Herr Tasmin ... sind Sie der Erbe unseres Herrn?"

„Nein, ich erbe nicht ... aber ich stelle den Erben vor, kurz, ich bin der Oberaufseher des Hauses ... ich behalte Alles bei mir, den Koch, den Kutscher ... die Haushälterin ... da es der Herr Marquis so haben wollte ... widrigen Falls ich euch Alle fortgeschickt

hätte ... denn es ist sehr überflüssig, Dienstboten zu halten, wo keine Herrschaft ist ... Ach! ich irre mich doch, der junge Marquis ist jetzt unsere Herrschaft ... und wenn er in Zukunft sein Haus bewohnen will, so trifft er es ganz eingerichtet; dies war ohne Zweifel die Absicht seines hochseligen Vaters, der wir uns unterwerfen müssen."

Die ganze Dienerschaft verneigt sich vor Jasmin, der nun ein eminenter Mann ist, und dieser zieht sich, nachdem er die Glückwünsche seiner nunmehrigen Untergebenen entgegen genommen hat, in sein Zimmer zurück, sinnt nach über das, was ihm der Notar gesagt, und zerbricht sich den Kopf darüber, was er mit Cherubim anfangen soll, damit er die Absichten seines Herrn würdiger Weise erfülle.

Als er mehre Stunden sich erfolglos den Kopf gearbeitet hatte, rief er aus:

„Meiner Treu, das Beste ist, glaub' ich, man läßt den kleinen Cherubim bei der Amme.“

Siebentes Kapitel.

Die kleine Louise.

Cherubim ist immer im Dorfe, wohnt immer noch bei seiner Amme, Nicolle Grimouffet, und doch ist Cherubim schon zehn Jahre alt; obgleich zärtlich, ist er doch gesund, und die Leistung einer Amme seit Langem nicht mehr bei ihm vonnöthen. Aber der Erbe des Marquis von Grandvilain hat fortwährend die gleiche Anhänglich-

Zeit an den Aufenthaltsort seiner Kindheit beibehalten, — und ärgert sich, wenn man ihm vorschlägt, denselben zu verlassen.

Indessen ist Jakob, der Pflégvater, trunksüchtiger als je, und Nicolle, immer ihrem Manne in den Haaren liegend, mit zunehmenden Jahren selten bei guter Laune; auch ihre beiden Jungen sind nicht mehr im Dorfe: der eine ist Maurer in Orleans, der andere bei einem Zimmermann zu Livry in der Lehre.

Ungeachtet dessen gefällt es Cherubim stets bei seiner Amme, wo er ein kleines Mädchen, das nur zwei Jahre jünger ist als er, zur Gesellschaft hat.

Wenige Tage vor des Marquis von Grandvilain Tode stieg nämlich eines Morgens eine ganz junge Dame aus der Stadt, deren Kleidung ziemlich elegant war, vor der Wohnung Nicolle's aus einem Fiaker ab. Diese junge, schön und vornehm aussehende Dame war sehr blaß und schien sehr angegriffen; sie trug ein kleines, etwa ein Jahr altes Mädchen auf ihren Armen und sagte, sich an Jakobs Frau wendend, mit einer von Thränen erstickten Stimme:

„Hier ist meine Tochter ... sie ist erst ein Jahr alt, nimmt aber schon seit einigen Monaten die Brust nicht mehr. Ich wünschte, sie braven Leuten, die gehörige Sorge für sie tragen und sie wie ihr eigenes Kind behandeln würden, in die Kost zu geben. Wollt Ihr sie übernehmen, liebe Frau? ich kann meine Tochter nicht bei mir behalten ... es ist sogar möglich, daß ich sie lange nicht zurück verlangen kann ... Hier, in dieser Rolle sind dreihundert Franken ... das ist Alles, worüber

ich in diesem Augenblick zu verfügen vermag, aber ehe ein Jahr vergeht, schicke ich Euch eine ähnliche Summe zu ... wenn ich nicht vor dieser Zeit zurückkehre, um mein Kind zu umarmen."

Nicolle, die durch die Verpflegung des ersten Kindes so viel gewonnen hatte, glaubte, es wende sich ihr ein neues Glück zu und ging mit Freuden in den Vorschlag ein. Die junge Dame übergab ihr das kleine Mädchen, das Geld, ein ziemlich großes, die Kleidungsstücke des Kindes enthaltendes Paquet, und stieg, nachdem sie ihre Tochter noch einmal geküßt, rasch in die Chaise, die sogleich wieder abfuhr.

Dann erst fiel es Nicolle ein, daß sie die junge Dame weder um ihren Namen, noch ihre Adresse, noch den Namen des Kindes gefragt hatte; aber es war zu spät, die Chaise schon zu weit entfernt, daher tröstete sich Nicolle hierüber und dachte:

„Was schadet's! diese Dame kommt ja wieder ... sie will ohne Zweifel nicht ihr Kind verlassen ... sie hat mir hundert Thaler gegeben! ... ich habe Mittel zur Geduld und dann ist sie so gar hübsch, diese Kleine; es ist mir zu Muthe, als wenn ich sie auch umsonst behalten hätte; wie will ich sie doch heißen? .. ey was! Louise, weil heut der heilige Ludwig ist; ... kommt ihre Mutter, so kann sie mir, wenn ihr dieser Name mißfällt, ihren eigentlichen Namen sagen ... Wie dumm ich doch gewesen bin, sie nicht darnach zu fragen ... sie schien auch so eifertig, so bewegt, diese Dame ... also, Louise, es ist ausgemacht; dies gibt eine Gesellschafterin für Cherubim, dann wird er sich nicht so bald bei uns langweilen, der

liebe Knabe ... und je länger wir ihn behalten können, je besser befinden wir uns dabei."

Und in der That wurde das kleine Mädchen die treue Gespielin Cherubims; sie wuchs mit ihm auf, sie theilte all' seine Spiele, all' seine Freuden; Cherubim war unzufrieden, wenn Louise nicht bei ihm war. Die Lebhaftigkeit des kleinen Mädchens gefellte sich vortrefflich zu der natürlichen Sanftmuth des jungen Marquis; und als dieser sich zu einem recht hübschen Knaben heranzubilden anfang, sah man deutlich, daß auch Louise ein recht hübsches Mädchen werden würde. Die junge Dame jedoch, welche Nicollen dieses Kind, dessen Mutter sie sich nannte, überbracht hatte, war nicht mehr nach Gagny zurückgekommen; ein einziges Mal, ein Jahr nach ihrem Besuche, erschien ein von Paris geschickter Commissionär bei Frimoussets, und übergab ihnen eine Rolle, welche dies Mal nur hundertfünfzig Franken enthielt, mit den Worten:

„Es ist von der Mutter des Euch vergangenes Jahr überbrachten Kindes; sie läßt Euch fernerhin ihre Tochter anempfehlen!“

Dann hatte Nicolle diesen Mann ausgeforscht und ihn nach dem Namen und der Wohnung der Dame, die ihn sende, gefragt, aber der Commissionär entgegnete, daß er sie nicht kenne; man sei in Paris zu ihm gekommen und habe ihn, nachdem man sich überzeugt, daß er dieses Vertrauens werth sei, unter Vorausbezahlung mit diesem Auftrag hierher gesendet.

Weiter konnte Nicolle nicht erfahren, und seitdem hatte sie weder Nachrichten noch Geld erhalten. Aber

Louise war so lieblich, daß es ihrer Pflegemutter nicht ein einziges Mal in den Sinn kam, sie fortzuschicken. Außerdem hing Cherubim herzlich an ihr; das junge Mädchen war ein weiteres Band, das ihn bei seiner Amme fest hielt, und wenn sich etwa Jakob einige Bemerkungen über das unentgeltlich aufgezogene Kind erlaubte, so entgegnete ihm seine Frau:

„Schweig, Trunkenbold, das geht Dich nichts an, kommt die Mutter des Kleinen nicht, sie abzuholen, so ist sie vielleicht schon gestorben, sie müßte denn eine sehr schlechte Mutter sein; ist sie todt, so muß ich ihre Stelle bei dem Kinde ersetzen; ist sie eine schlechte Mutter, so wäre Louise unglücklich bei ihr, und dann ist es besser, wenn sie bei mir bleibt.“

Während Cherubim neben seiner kleinen Freundin aufwuchs, leitete Jasmin fortwährend das Hauswesen des Marquis von Grandvilain; die Dienerschaft mußte ganz in den Regeln bleiben, und er selbst betrank sich wöchentlich nur einmal, was sehr rücksichtsvoll und bescheiden war von einem Manne, der die Kellerschlüssel in den Händen hatte. Aber Jasmin dachte unausgesetzt an seinen jungen Herrn; er besuchte ihn manchmal, blieb zuweilen ganze Tage in Gagny und fragte Cherubim immer, ob er mit ihm nach Paris in sein Hôtel zurückkehren wolle? Aber der Knabe weigerte sich beständig, und Jasmin tröstete sich, wenn er allein heimkehrte, mit dem Gedanken:

„Der junge Marquis befindet sich sehr wohl, das ist die Hauptsache.“

Wenn Jasmin zum Notar ging, um Geld zu verlangen, was nie geschah, ohne daß er ihm eine genaue

Liste seiner Ausgaben überreichte, so belobte ihn dieser stets wegen seiner Rechtschaffenheit und Sparsamkeit in Betreff der Auslagen für das Haus, und fragte den treuen Diener jedes Mal:

„Wie gehts unserem jungen Marquis?“

„— Er befindet sich ausgezeichnet!“ entgegnete Tasmin.

„— Er muß jetzt groß sein, er ist beinahe schon elf Jahre alt.“

„— Er ist sehr hübsch gewachsen ... er hat ein reizendes Angesicht ... das wird ein kleiner Edelstein, in den sich alle Frauen vernarren, wie sie sich einst in seinen hochseligen Vater vernarrten ... nur mit dem Unterschiede, setze ich voraus, daß es nicht mehr dieselben Frauen sind.“

„— Das ist ganz recht, aber die Studien ... rücken sie vorwärts? ... haben Sie den Marquis in eine gute Anstalt gegeben?“

„— In eine vortreffliche, mein Herr, o! er befindet sich in einem sehr guten Hause! .. er ißt, so viel er mag.“

„— Ich bezweifle nicht, daß er eine gute Kost hat, allein das genügt nicht; in seinem Alter ist besonders geistige Nahrung nöthig; ist man zufrieden mit ihm?“

„— Entzückt ... man möchte sich niemals von ihm trennen! ... er ist so artig! ...“

„— Hat er Preise erhalten?“

„— Preise! er erhält Alles, was er nur will, man verweigert ihm nichts.“

„— Sie verstehen mich nicht: ich wollte sagen, ob

er seiner Leistungen wegen Preise erhalten habe? Ist er stark im Lateinischen, Griechischen, in der Geschichte? ..."

Bei diesen Worten war Tasmin in einiger Verlegenheit, er hustete und stotterte einige unverständliche Worte.

Aber der Notar, der diese Verlegenheit einer andern Ursache zuschrieb, fuhr fort:

"Ich spreche über Dinge mit Ihnen, die Sie nicht verstehen; nicht wahr, mein alter Tasmin, das Lateinische und Griechische ist nicht Ihre Sache? ... Indes werde ich, wenn ich einige freie Zeit habe, Sie besuchen und Sie werden mich zu dem jungen Marquis führen."

Tasmin entfernte sich und dachte:

"Teufel! Teufel! ... wenn er eines Tages meinen kleinen Cherubim besucht, wird er schwerlich mit seinen Studien zufrieden sein; es ist aber mein Fehler nicht, daß der Herr Marquis nicht von seiner Amme fort will. Dieser Notar spricht immer von der geistigen Nahrung mit mir ... Es scheint mir, daß wenn ein Junge täglich viermal mit Appetit ißt, sein Geist ebensowenig nüchtern bleiben kann, wie sein Magen, er müßte denn einen bösen Willen dabei haben."

Eines Tages jedoch, nach einem Besuche bei dem Notar, wo dieser dem alten Kammerdiener wieder sehr ans Herz gelegt hatte, den jungen Marquis seinen Professoren zu empfehlen, ging Tasmin unverzüglich nach Gagny und machte sich auf dem ganzen Wege Vorwürfe:

"Ich bin ein altes Vieh sprach er zu sich selbst, ich lasse den Sohn meiner Herrschaft in Unwissenheit, denn ich kann lesen ... was Cherubim schwerlich im Stande sein wird ... Wahrhaftig, so darf es nicht fort

gehen ... später würde man sagen: Tasmin hat für das ihm anvertraute Kind keine Sorge getragen ... Tasmin ist des Vertrauens, das ihm der hochselige Herr von Grandvilain schenkte, nicht würdig! ... Man soll das nicht von mir sagen ... Ich bin jetzt sechzig Jahre alt, aber das ist kein Grund, ein Dummkopf zu sein ... Ich will meine Würde zeigen."

Tasmin langt bei Nicolle an, die er im untern Zimmer beschäftigt findet, während Jakob in einem alten Lehnstuhl schläft.

"Meine Freunde," sagte Tasmin, mit sehr geschäftigem Wesen seine großen Augen um sich her wälzend, als er in die Stube trat, "es kann nicht so bleiben! ... o! ... wir müssen Alles vollständig verändern!"

Nicolle blickte den alten Diener mit Staunen an und fragte:

"Sie wollen unser Haus verändern? ... Sie finden diese Stube zu niedrig ... Ach was! wir sind daran gewöhnt ..."

"Wollen wir nicht ein Gläschen trinken?" fiel Jakob aufstehend und sich die Augen reibend ein.

"— Als bald, Jakob, als bald! Meine Freunde, ihr versteht mich nicht. Es handelt sich von euerm Zögling ... meinem jungen Cherubim, dem ihr nur das Essen gebt ... den ihr ..."

"— Ist der liebe Junge nicht zufrieden?" rief Nicolle aus, "mein Gott, ich geb' ihm Alles, was er begehrt; er soll nur reden! Ich will ihm Torten, Gladen, Kuchen ... machen."

"— Ich spreche nicht davon, Nicolle; es handelt sich

nicht von dieser Nahrung. Der Geist Cherubims bedarf einer Menge von Dingen."

"— Sein Geist ... etwas Leichtes, wollen Sie sagen
..... Ich will ihm Rahmkäse machen."

"— Ich sag' Euch noch einmal, Frau Frimoussset, laßt mich sprechen; mein Herr muß gelehrt werden, wenigstens einiger Maßen Etwas lernen; es handelt sich nicht vom Essen, sondern vom Studiren was lernt er bei euch? kann er lesen, schreiben, rechnen?"

"— Meiner Treu, nein," antwortete Nicolle, "Sie haben hierüber nichts mit uns gesprochen, wir haben geglaubt, das sei überflüssig ... und hielten es um so mehr für unnöthig, daß sich Cherubim einem Stande widme, da er sehr reich werden wird."

"— Es ist auch nicht davon die Rede, sich einem Stande zu widmen, sondern davon, gelehrt zu werden."

"— Ach, ich verstehe, wie der Herr Schulmeister, der immer Worte in seine Gespräche hineinwirft, die von Niemand verstanden werden."

"— Das ist's ... O! wenn Cherubim in solch' schönen Phrasen spräche die nicht zu verstehen sind, das wäre ein Glück! Ihr habt also einen gelehrten Schulmeister im Dorfe?"

"— Freilich: Herrn Gerondif."

"— Gerondif! Der Name allein kündigt schon einen sehr unterrichteten Mann an. Glaubt ihr, daß er einwilligen würde, einem jungen Herrn Stunden im Hause zu geben? denn es geht unmöglich an, daß der Herr Marquis mit all' den Dorfjungen die Schule besucht."

"— Warum sollte Herr Gerondif nicht kommen? er

hat schon zwei oder drei Kinder von Bornehmen, die den Sommer in Gagny zubringen, unterrichtet Ueberdies ist er ein sehr thätiger Mann, und um Geld zu verdienen"

"— Wenns nur daran hängt; ich bezahle ihm, so viel er will ... Kann ich ihn sprechen ... ihn sehen, diesen Herrn Gerondif?"

"— Das ist ein Leichtes ... Jakob, geh', hol' ihn her Es ist fünfse vorbei, seine Schule wird aus sein ... Jakob, Du findest ihn bei der Bäckerin Manon, weil er alle Tage dort hingehet, um in ihrem Ofen, so lange er noch warm ist, seine Kartoffeln zu kochen."

"— Gehet, lieber Jakob, führt mir diesen Gelehrten herbei, hernach trinken wir einige gute Flaschen Wein zusammen, wozu ich Herrn Gerondif auch einladen will!"

Dieses Versprechen rüttelte Jakob auf; er ging mit der Versicherung, sich zu beeilen; alsdann fragte Tasmin die Nicolle: „Wo ist mein junger Herr?"

"— Mein Söhnchen? ..."

"— Mein Herr, der junge Marquis von Grandvilain ... er ist nun elf Jahre alt, liebe Nicolle, ich meine, er sei etwas zu groß, als daß Ihr ihn Euer Söhnchen heißen solltet."

"— Ach mein Gott! Gewohnheit .. was kann ich dafür ... Er ist im Garten unter den Zwetschgenbäumen."

"— Allein?"

"— O! nein ... Louise ist bei ihm, stets bei ihm Er muß sie immer um sich haben."

"— Ach! das kleine Mädchen, das man Euch überließ, und deren Eltern Ihr nicht kennt ..."

„ — Mein Gott, ja! "

„ — Und Ihr sorgt stets für sie? "

„ — Freilich! ein Kind mehr Wo es für drei reicht, reicht es auch für viere. "

„ — So sagte mein Vater, wenn er meinen Theil des Frühstückes verringerte, und doch stand es bei uns so, daß, wenn es für viere reichen sollte, eigentlich nur für zweie genug war. Gleichviel, Frau Grimousset, Ihr seid eine brave Frau! und wenn Cherubim von Euch weggeht, werdet Ihr ein schönes Geschenk erhalten. "

„ — Ach! spricht nicht davon, ich leiste weit lieber Verzicht auf das Geschenk, als daß mich jemals mein Söhnchen verlassen sollte. "

„ — Ah! das will ich glauben . . . indessen können wir ihn nicht bis zum dreißigsten Jahre bei der Amme lassen; das schickt sich nicht. Uebrigens will ich ihm bis zur Ankunft des Herrn Gerondif meine Aufwartung machen, und ihn davon unterrichten, daß er gelehrt werden muß. "

Cherubim saß im Hintergrunde des Gartens, der an einen Weinberg stößt. Dort breiteten nie beschnittene Bäume ihre mit Früchten beladene Aeste aus, wie wenn sie dem Menschen beweisen wollten, daß sie zum Wachsen und Fruchtbarsein, seiner Hülfe nicht bedürften.

Der Sohn des Marquis von Grandvilain hatte angenehme, regelmäßige Züge; seine großen blauen Augen waren besonders von ausgezeichneter Schönheit und schienen, vermöge ihres sanften und schwachtenden Ausdrucks, eher einem Frauenzimmer, als einem Manne anzugehören; lange, braune Wimper beschatteten diese

reizenden Augen, die Allem nach Tasmin's Voraussetzung verwirklichen und einst viele Eroberungen machen sollten. Der Rest seines Angesichts hatte sonst nichts Merkwürdiges, außer, daß die Hautfarbe des kleinen Cherubims so weiß war, wie die eines weißen Mädchens; denn der Aufenthalt auf dem Lande hatte den jungen Marquis nicht gebräunt, da Nicolle, die immer die äußerste Sorgfalt für ihren Pflegling trug, nie gestattete, daß er sich der Sonne aussetzte, und der kleine Knabe, der nicht zu den harten Feldgeschäften angehalten wurde, stets Gelegenheit hatte, Schatten und Kühle aufzusuchen.

Die kleine, damals neunjährige Louise hatte eines jener hübschen, zugleich heitern und melancholischen Köpfchen, welche die Maler mit Vergnügen kopiren, wenn sie uns ein junges Mädchen aus der Schweiz oder der Gegend des Genfersee's darstellen wollen. Es war ein herrliches Antlitz im Geschmack der Raphaël'schen Jungfrauen, worin sich auch Melancholie mit französischer Grazie vereinigt. Louises Augen und Haare waren pechschwarz, aber sehr lange Wimper mäßigten ihren Glanz und verliehen ihnen eine Milde, welche unerklärlichen Reiz übte; eine hohe, stolze Stirne, ein ganz kleiner Mund und weiße, wie Perlen an einander gereihete Zähne, vollendeten in diesem Kinde eines der schönsten Mädchen, denen man weit umher begegnen konnte; und wenn Louise noch dazu lachte, so verliehen zwei Grübchen, die sich in ihren Wangen bildeten, ihrem ganzen Wesen eine weitere Schönheit —; und das junge Mädchen lachte oft, denn sie war erst neun Jahre alt; Nicolle behandelte sie wie ihre Tochter, Cherubim wie

seine Schwester, und sie ahnte nicht, daß sie von ihrer Mutter verlassen worden.

Als Jasmin in den Garten kam, waren Cherubim und Louise eifrig mit Zwetschgenessen beschäftigt. Das kleine Mädchen pflückte und warf sie ihrem Gespielen zu, der unter einem so schwer mit Früchten beladenen Baume saß, daß die Zweige unter ihrer Last fast zu brechen schienen.

Jasmin nahm seinen Hut ab, begrüßte seinen Herrn ehrfurchtsvoll und entblöste sein Haupt, das beinahe ganz kahl war, obgleich die in der Nähe der Ohren noch treu gebliebenen Haare sorgfältig vorn über die Stirne gekämmt und gefleht waren, was dem alten Diener von Ferne das Aussehen gab, als hätte er sich ein Band um den Kopf gebunden.

„Ich mache dem Herrn Marquis meine Aufwartung,“ sagte Jasmin.

Zu gleicher Zeit schüttelte das kleine Mädchen an einem Zweige des Zwetschgenbaumes, der sich über dem Kopfe des Kammerdieners ausbreitete, und ein Zwetschgen-Regen überschüttete seine Schläfe.

Dann brach ein lautes Gelächter hinter dem Baume hervor, in das Cherubim mit einstimmt, während der alte Diener, der um keinen Preis der Welt in Gegenwart seines jungen Herrn den Hut aufgesetzt hätte, sich mit Ergebung dem Zwetschgen-Regen unterwarf.

„Die Gesundheit meines jungen Herrn scheint fortwährend in trefflichem Zustande zu sein,“ fuhr Jasmin fort, nachdem er einige Zwetschgen, die zwischen seine Halsbinde und seinen Rockfragen gefallen waren, von sich geschüttelt hatte.

„Sa, ja, Tasmin! ja . . . sieh' doch, wie schön sie sind . . . und so gut dabei . . . iß doch, Tasmin, Du brauchst Dich nur zu bücken und aufzulesen . . .“

„— Der gnädige Herr sind sehr gütig; aber die Zwetschgen verursachen Ungelegenheiten . . . ich wünsche vor allen Dingen zu wissen, ob der gnädige Herr endlich geneigt sind, mit mir nach Paris zu gehen . . . sein Haus ist stets zu seinem Empfange gerüstet . . .“

Tasmin konnte seinen Satz nicht vollenden, weil ein neuer Zwetschgenregen auf sein Haupt fiel. Diesmal schaute er unmutig um sich, aber das schelmische, kleine Mädchen hatte sich rasch hinter einen Baum versteckt, und Cherubim rief aus:

„Nein, Tasmin, nein, ich will nicht nach Paris gehen, ich bin so gerne hier, und habe Dir schon gesagt, daß ich mich in Paris langweilen würde . . . während ich mich bei meiner guten Nicolle so sehr ergöze.“

„— Es sei, Herr Marquis, ich will Sie in diesem Punkte nicht inkommodiren, aber dann handelt es sich davon, daß Sie Ihre Zeit nicht mehr mit Spielen vergeuden dürfen; Sie müssen lernen, mein lieber Herr, Sie müssen gelehrt werden . . . das ist unumgänglich und . . .“

Ein abermaliger Zwetschgenregen, stärker, als die vorhergehenden, schnitt Tasmin wiederum das Wort ab, und als er fühlte, daß zwei auf seinem Haarband zerquetscht worden, wendete er sich zornig um und schrie:

„O, das ist doch zu stark . . . man will, wie es scheint, ein Muß auf meinem Kopf bereiten . . . Ach! diese Kleine spielt mir solche Streiche . . . das ist schön,

Fräulein, es stehet Ihnen an, noch zu lachen . . . es ist wohl der Mühe werth!"

Louise hatte sich lachend hinter Cherubim versteckt, und dieser, indem er über die Geberde seines alten Dieners lachen mußte, sagte zu diesem:

„Das ist Dein Fehler, Jasmin, laß uns mit Frieden . . . wir haben Zwetschgen gegessen, wir unterhielten uns sehr gut, Louise und ich, warum kommst Du, uns zu stören . . . und mir da eine Masse solcher Geschichten zu sagen! . . . ich müsse gelehrt werden, ich müsse studiren! . . . ich will nichts lernen! . . . geh', geh', trinke mit Jakob, geh' fort! geh' fort! . . . ich brauche Dich nicht.“

Jasmin schien ziemlich verlegen, endlich beginnt er wieder:

„Es thut mir leid, daß ich Sie ärgern muß, Herr Marquis, aber Sie sind zu groß, als daß Sie nicht lesen und schreiben können sollten . . . Sie müssen sogar eine Menge Dinge lernen . . . weil Sie Marquis sind, und . . . kurz, der Notar Ihres hochseligen ehrenwerthen Herrn Vaters hat gesagt, Sie müßten im Lateinischen und Griechischen Preise erhalten . . . und es scheint, daß man zum Preise = erhalten studiren muß . . . Ich habe den Schulmeister des Dorfes, Herrn Gerondif, hierher rufen lassen, er wird kommen und Ihnen Unterricht ertheilen, denn Nicolle hat mich versichert, daß er ein Gelehrter sei . . . obgleich er genöthigt ist, seine Kartoffeln in des Bäckers Ofen zu kochen!“

Cherubims Stirne verfinsterte sich, und der kleine Knabe machte eine sehr entschiedene Miene, indem er erwiderte:

„Ich will nicht, daß der Schulmeister herkommt . . . ich brauche nicht gelehrt zu werden Ihr langweilt mich, Tasmin, mit Eurem Herrn Gerondif! . . .“

Der Gedanke, seinen jungen Herrn zu ärgern, schmerzte Tasmin tief. Er wußte nicht, was er weiter entgegenen oder thun sollte, er drehte seinen Hut hin und her, und fühlte, daß man den jungen Marquis endlich mit Gewalt aus seiner Verbäuerung reißen müsse, aber er wußte nicht, wodurch dies geschehen könnte, und wenn in diesem Augenblicke ein wiederholter Zwetschgenregen auf sein Haupt gefallen wäre, er hätte ihn nicht aus seiner Betäubung erweckt.

Aber Nicolle war dem alten Diener von Ferne nachgegangen; sie begriff, daß, wenn Cherubim bei ihr nichts lernen wolle, man genöthigt wäre, ihn in Paris unterrichten zu lassen; sie fühlte, daß, wenn sie nicht ein geliebtes Kind, das seit elf Jahren den Wohlstand in ihr Haus zurückgeführt hätte, verlieren wollte, ein Mittel ersonnen werden müsse, welches den kleinen Knaben die Stunden des Schullehrers anzunehmen bewege.

Die Frauen, sogar die vom Lande, haben bald unsere schwache Seite entdeckt. Nicolle, die allmählig näher getreten war, und jetzt hinter Tasmin stand, der sich nicht mehr rührte und kein Wort mehr sprach, machte noch einige Schritte weiter gegen die Kinder, nahm Louise beim Arme und sagte:

„Hören Sie, Herr Tasmin, ich weiß wohl, was Schuld ist, daß Cherubim nicht arbeiten will; er spielt den ganzen Tag mit dieser Kleinen, und da mir auch viel daran liegt, daß mein Söhnchen ein Gelehrter werde,

so will ich Louise zu einer unserer Verwandten, zwei Stunden von hier führen, die sie gut verpflegen wird, und dann ist der Cherubim nicht mehr am Lernen verhindert."

Noch ehe Nicolle diese Worte beendigte, eilte der Knabe auf sie zu, ergriff ihren Rock und bat mit rührender Stimme und thränenden Augen:

"Nein! . . . nein! . . . führt Louise nicht fort! . . . ich will studiren . . . ich will alles mögliche von Herrn Gerondif lernen, . . . aber führt Louise nicht fort . . . o! ich bitte Euch, führt sie nicht fort!"

Nicolle's Mittel hatte angeschlagen. Sie umarmte ihren Pflegling, Louise hüpfte vor Freuden in die Höhe, als sie sah, daß sie nicht fortgeführt werde, und Tasmin würde das Gleiche gethan haben, wenn es ihm sein Alter gestattet hätte; aber er warf seinen Hut in die Lüfte und schrie:

"Es lebe der Herr Marquis von Grandvilain, der jüngere! . . . ach! ich wußte es wohl, daß er sich dazu hergebe, ein Gelehrter zu werden!"

In diesem Augenblick erschien Jakob unter der Hausthüre, die zum Garten führt, und rief:

"Hier ist Herr Gerondif, den ich mitgebracht habe."

Achtes Kapitel.

Herr Gerondif.

Die ferner bei Nicolle angelangte Person war ein Mann von vierzig Jahren, mittlerer Größe, eher etwas beleibt als mager, mit einem gemeinen Gesichte, worin der Wunsch zu lesen stand, sich eine Wichtigkeit zu verleihen, und die Gewohnheit, sich vor denen, die vermöge ihrer Stellung oder ihres Reichthums über ihn erhaben waren, kriechend zu verbeugen.

Herr Gerondif hatte braune, lange und raue Haare, die vorne just über den Augbrauen gleich abgeschnitten waren und hinten den Kragen seines Rockes bedeckten; auf den Seiten wurden sie durch seine beiden Ohren in den Schranken gehalten. Der Schullehrer hatte graue Augen, deren Größe man nicht unterscheiden konnte, weil er sie fortwährend, sogar wenn er mit Jemand sprach, niederschlug; er hatte einen großen Mund, den aber sehr schöne Zähne zierten; geschah es nun, um diese Schönheit bemerklich zu machen, oder um einen vortheilhaften Begriff von der Liebenswürdigkeit seines Charakters den Leuten beizubringen, — kurz, er lachte während des Sprechens immer und verfehlte nicht, seinen Mund dabei aufzureißen, daß man sein ganzes Gebiß sehen konnte.

Eine unverhältnißmäßig große Nase, die beinahe stets mit Finnen bedeckt war, schadete der ganzen Physionomie des Lehrers unendlich; und seine Gewohnheit, daran zu kratzen und sie mit Tabak vollzustopfen, gab dieser Hervorragung jeder Zeit einen grell abstechenden, roth und schwarzen Anstrich, der sogar etwas Zurückstoßendes

an sich gehabt hätte, wenn der erste unangenehme Eindruck nicht durch die sanfte, honigsüße Stimme des Herrn Gerondif gemildert worden wäre.

Die Kleidung des Schulmeisters war sehr ernst, da er sich aus besonderer Vorliebe stets schwarz trug; Rock, Hosen und Weste bestanden allerdings aus schwarzem Tuche, aber die Zeit hatte solche Verheerungen an diesen Gegenständen angerichtet, daß sie schon oft mit Stücken hatten ausgebessert werden müssen; war es nun Unachtsamkeit von dem, der diese Kleidungsstücke geflickt hatte, oder ist das schwarze Tuch in dieser Gegend rarer als ein anderes, kurz, man hatte die schadhafte Stellen mit blauem, grünem, grauem und braunem Tuche bedeckt, was dem Herrn Gerondif eine gewisse Ähnlichkeit mit einem Hanswurst gab; denkt euch hierzu noch Socken und Holzschuhe, überhaupt einen schmutzigen Anzug, und ihr werdet einen Begriff von der Person erhalten, die man als Lehrer für den Marquis von Grandvilain holen ließ.

Von seiner Kopfbedeckung haben wir aus dem einfachen Grunde nicht gesprochen, weil Herr Gerondif niemals Hut oder Kappe trug, und man sich nicht einmal erinnerte, ihn etwas Derartiges in der Hand tragen gesehen zu haben. Wenn es regnete, so schützte er sich mit einem alten Schirme, der nur noch drei Fischbeine hatte; sorglos barg er sein Haupt unter diesem Dache, obwohl es sich, da es mehrfach zerbrochen war, leicht hätte zu einer Tulpe gestalten können.

Der Schulmeister, den Schwielen und Hüneraugen häufig quälten, stützte sich unterwegs auf Jakobs Arm; aus diesem Grunde wahrscheinlich sagte auch Nicolle's

hatte, daß er den Herrn Gerondif mitgebracht habe. Als der Schullehrer erfuhr, daß man ihn von Seiten des Marquis von Grandvilain zu sprechen wünsche, ließ er sich keine Zeit mehr, seine Kartoffeln aus der Bäckerin Ofen zu holen, hielt es auch für unnöthig, sich die Hände zu waschen, ein Geschäft, das er überhaupt nur an Sonn- und Festtagen verrichtete.

Tasmin leitete seinen jungen Herrn vor sich her. Cherubim hielt Louisens Hand fest, gleich, als ob er noch gefürchtet hätte, daß man ihm seine theure Gespielin entreißen wolle. Der alte Kammerdiener folgte ihnen, immer den Hut in der Hand, Nicolle kam zuletzt, und so ging man dem Schulmeister entgegen, der sehr verlegen darüber, ob es sich schicke, in Holzschuhen vor die ausgezeichneten Personen zu treten, welche ihn rufen ließen, auf der Schwelle der Borderthüre des Hauses stand; endlich beschloß er, sich in Socken vorzustellen.

Beim Anblick von Tasmin's kahlem Haupte, dessen anständige Kleidung keinen Bedienten verräth, stürzte sich Herr Gerondif ihm entgegen, lächelte, daß man seine Backenzähne und sein Zahnfleisch auf die günstigste Weise bemerkte, und begrüßte ihn mit den Worten:

„Ehre, dem Ehre gebührt ... **Salutem vos** ... Herr Marquis, ich schätze mich äußerst glücklich, in diesem Augenblick vor Ihnen gegenwärtig zu sein.“

Während Herr Gerondif sein Compliment machte und sich bis auf den Boden verneigte, beeilte sich Tasmin, der wohl einsah, daß sich der Lehrer täusche und ihn für den Marquis halte, mit seinem jungen Herrn den Platz zu wechseln, was Cherubim that, jedoch ohne Louisens

Hand loszulassen, so daß Herr Gerondif, als er sein Haupt erhob, sich vor den beiden Kindern befand; er glaubte, sich geirrt zu haben, und stieß den kleinen Knaben und seine Gespielin ziemlich unsanft bei Seite, um sich wieder vor Tasmin zu verneigen, der an einem entgegengesetzten Orte verweilte.

„Entschuldigen Sie diesen Verstoß ...“ sprach er weiter, „*errare humanum est* ... Ich stehe zu Ihren Diensten, Herr Marquis ... ich habe mir nicht einmal Zeit vergönnt, mein frugales Mahl einzunehmen ... um unverzüglich Ihren Befehlen Folge zu leisten.“

Während der Schullehrer sprach, hatte Tasmin abermals seinen Platz gewechselt und sich hinter seinen Herrn gestellt. Herr Gerondif machte indeß Miene, ihn im ganzen Zimmer herumzutreiben, als Nicolle lachend zu ihm sagte:

„Aber Sie sind im Irrthum, Herr Gerondif, der Marquis ist mein Söhnchen, mein Pflegling ... der hübsche Junge da ...“

„Und ich bin nur sein ergebenster Diener, der ehemalige Kammerdiener des Herrn Marquis, seines seligen Vaters, der mich sterbend gewürdigt hat, mir die Sorge für seinen Erben zu übertragen,“ vollendete Tasmin, sich vor Cherubim verbeugend.

Herr Gerondif fügte sich unverzüglich in diesen Umstand; er lächelte wiederum, stellte sich vor Cherubim und sagte zu diesem:

„Ich bitte um Verzeihung *ut iterum*, das hindert mich nicht, mich aufs Neue den ganz gehorsamsten Diener des Herrn Marquis junior zu nennen.“

„Nicht Junior! ... von Grandvilain,“ fiel ihm Tasmin ernsthaft ins Wort.

„Das Eine schließt das Andere nicht aus,“ entgegnete Herr Gerondif mit einem gewissen boshaften Lächeln; ... „erlaubt mir diese Bemerkung, wackerer Cumäus, denn Ihr erinnert mich lebhaft an diesen tugendhaften und getreuen Diener des Ulysses, König von Ithaka ... ich weiß zwar nicht, ob er auch kahl war, Homer erwähnt solches nicht, aber wahrscheinlich ist es ... ich stehe folglich zu den Befehlen des Herrn Marquis von Grandvilain, der mir jetzt sagen kann, was er so schleunig von mir wünscht.“

Des Schulmeisters Phrasen und die Citationen, womit er seine Reden ausschmückte, machten auf Tasmin, der, wie die meisten Ignoranten, was er nicht verstand, für schön hielt, den vortheilhaftesten Eindruck; er gab Nicollen ein Zeichen und flüsterte ihr zu:

„Das ist ein Gelehrter! ... ein Grundgelehrter sogar ... solch' einen brauchen wir.“

Cherubim, der nicht der Ansicht seines alten Kammerdieners ist, und den Herr Gerondif langweilt, antwortet ihm unverweilt:

„Ich wünsche ganz und gar nichts ... Tasmin wollte Sie durchaus kommen lassen, damit Sie mir Unterricht geben sollen ... worin, das weiß ich nicht! ... ich will gerne lernen, aber Louise muß während der Stunden bei mir bleiben.“

Nachdem Cherubim solches gesagt hatte, drehte er dem Schulmeister ohne Weiteres den Rücken zu, Louise that dasselbe, indem sie laut über Herrn Gerondifs Nase

lachte, und beide Kinder entfernten sich hastig aus der Stube, um im Garten wieder Zwetschgen zu essen.

Man hielt es für passend, sie nicht zurückzuhalten, und Tasmin trat auf Herrn Gerondif zu, den er mit achtungsvoller Miene fragte, ob er seinen Herrn, der zwar noch nichts gelernt habe, für den es aber, wenn er sich noch wissenschaftlich bilden wolle, die höchste Zeit sei, zu unterrichten Lust habe."

Herr Gerondif nahm mit Freuden diesen Vorschlag an, drückte Tasmin die Hände und sprach:

"Vertrauet mir, wir werden die verlorne Zeit wieder einbringen! Der junge Marquis muß arbeiten, wie ein Pferd."

"O! nein," hält ihm der alte Diener entgegen, "mein junger Herr ist zärtlich, er ist nicht ans Studiren gewöhnt, Sie würden ihn krank machen, Sie müssen im Gegentheil behutsam zu Werke gehen."

"Das versteht sich von selbst," entgegnete Gerondif, sich an der Nase kratzend. "Wenn ich sage, wie ein Pferd, so ist dies nur ein Vergleich ... ein bildlicher Ausdruck, wenn Ihr so wollt; wir werden *piano* und *sano*, *ecce rem* vorwärts schreiten! Ich lehre den Herrn Marquis, außer dem Schreiben und der Mathematik, seine Muttersprache aus dem Grunde, so daß er sie spricht, wie ich, das heißt ausgewählt ... überdies das Lateinische, Griechische, Italienische, die Philosophie, die Geschichte, sowohl die alte als die neue, die Mythologie, die Rhetorik, die Kunst Verse zu machen ... die Geographie, die Astronomie, etwas Physik, Chemie, Mineralogie ..."

"O! genug, Herr Professor! ... genug!" rief Tas-

min, der bei dem, was er hörte, vor Bewunderung der Kenntnisse des Herrn Gerondifs ganz außer sich war. „Wenn mein junger Herr Alles das weiß, ist er gewiß gelehrt genug ...“

„Wenn Ihr noch Weiteres wünscht, so habt Ihr nur zu sprechen ... ich darf behaupten, daß ich hinsichtlich des Wissens ein wahrer Schacht bin ... mit fünf Jahren erhielt ich eine Prämie und mit sieben zierten drei Kronen mein Haupt ... von Eichenlaub nämlich ... denjenigen gleich, welche die Druiden, alte gallische Priester, aufsetzten, die den Teut oder Merkur und die Mistel, eine Schmarozerpflanze, anbeteten, die ihnen zu Folge alle Schmerzen heilen soll. Ich bin nicht ihrer Ansicht, denn ich habe Hünereugen, die mir sehr wehe thun, habe Mistel darauf gelegt, und sie thun mir noch weher.“

Tasmin wagte nicht zu athmen, während Herr Gerondif sprach, Nicole und ihr Gatte theilten seine Bewunderung, und der Schulmeister hörte sich, erfreut über seinen Erfolg, selbstgefällig zu, als ihn der alte Diener mit den Worten unterbrach:

„Tausendfache Entschuldigung, mein Herr, daß ich mir erlaube, ein Wörtchen fallen zu lassen, aber es scheint mir nöthig, unsern Vertrag fest zu stellen; was verlangen Sie monatlich, um meinen jungen Herrn in so Vielem zu unterrichten? Es versteht sich, daß Sie, außer Sonntags, alle Tage kommen müssen.“

Herr Gerondif sann einen Augenblick nach und erwiderte sodann mit furchtsamer Miene:

„Um dem Herrn Marquis von Grandvilain so viel“

Wissenschaft beizubringen, als es mir möglich ist, scheint mir die Forderung von fünfzehn Franken monatlich ..."

„Fünfzehn Franken!“ rief Tasmin mit entrüsteter Miene. „Fünfzehn Franken für das Alles ... Sie scherzen wahrscheinlich, mein Herr?“

Herr Gerondif lächelte nicht mehr, er schlug die Augen nieder und murmelte:

„Alsdann ... wenn Sie meinen, es sei zu viel, so wollen wir eine geringere Summe ...“

„Meinen, es sei zu viel! entgegnete Tasmin, O! im Gegentheil, mein Herr, ich finde, es sei nicht genug! ... Gott sei Dank, mein junger Gebieter ist reich; er ist im Stande, seine Lehrer zu bezahlen. Wie? ich, sein Kammerdiener, hätte neben freier Wohnung, Kost und Heizung sechshundert Franken Gage jährlich ... während Sie, ein so gelehrter Mann, der meinen Herrn in so viel schönen Wissenschaften unterrichten wird, weniger erhielten? .. O! nein! mein Herr, ich biete Ihnen monatlich hundertfünfzig Franken an, und finde nicht, daß es für Ihre Kenntnisse zu viel sei.“

„Hundertfünfzig Franken ... monatlich! ...“ schrie Herr Gerondif, dessen Züge ein trunkenes Entzücken ausdrückten. Hundertfünfzig Franken .. ich nehme sie an, Herr Tasmin ... ich nehme sie dankbarst an ich werde sie zu verdienen suchen ... beinahe den ganzen Tag mit meinem Zögling zubringen ... die Schule verhindert mich nicht daran ... ich halte ohnedies einen Unterlehrer, dem ich drei Franken monatlich gebe ... ich werde ihm aufbessern, wenn's nöthig ist, und, wenn's sein muß,

meine Stelle ganz aufgeben und mich einzig dem interessanten Kinde, das Ihr mir anvertraut, widmen."

Und der Schullehrer ergreift Tasmins Hände und drückt sie mit Wonne; dann drückt er auch Jakobs und Nicolle's Hände, und als keine mehr zu drücken sind, schlägt er die seinen übereinander und ruft aus:

„Hosanna! hosanna!... applaudite cives! ...“

Hierauf sagte Tasmin leise zu Jakob:

„— Ich glaube, Herr Gerondif wünscht etwas zu trinken.“

„— Ich will von unserem Wein heraufholen,“ entgegnete Jakob, „der Herr Schulmeister wird wohl mit uns anstoßen.“

Nicolle brachte Wein und Gläser herbei. Herr Gerondif ließ sich gerne zum Trinken einladen, bat übrigens die Bäuerin zuvor um ein Stückchen Brod, weil es ihm, da er keine Zeit gehabt, seine Kartoffeln zu kochen, sehr magenschwach war. Nicolle holte ihren Vorrath an Essen herbei und setzte ihn auf den Tisch; dann schnitt sich Herr Gerondif ein ungeheures Stück Brod ab und greift eine Platte mit Ochsenfleisch und Bohnen so gierig an, daß es etwas Erschreckendes hatte.

Trotz des Essens fand der Schullehrer Zeit, sich mit Tasmin zu unterreden:

„Wir haben über die Wissenschaft gesprochen,“ sagte er, „aber einen andern Gegenstand noch nicht abgehandelt... den der Sitten. Auch in dieser Hinsicht dürft Ihr mir Euer Zutrauen schenken. Ich bin in diesem Punkte außerordentlich strenge... denn die Sitten, Herr Tasmin, sind der Zügel der Gesellschaft. Ich darf be-

haupte, daß die meinigen tadellos sind!... Das Gleiche soll bei meinem Zögling der Fall sein."

"O! was das anbetrifft!" sagte der alte Kammerdiener lächelnd, "scheint mir, daß man im Alter meines jungen Herrn noch nichts zu fürchten habe... später!... dann!... aber bei einem Jüngling kommt das auch nicht so in Anschlag; wenn es ein Mädchen wäre..."

"Das ist noch viel schlimmer, Jasmin, weil der junge Mann, da er viel freier lebt, weit größere Fehler machen kann... ich werde ihm aber Prinzipien einflößen, die ihn in den Schranken halten sollen... ich werde der Mentor dieses zweiten Telemachs sein!... Aber, entschuldigt, ich muß eine Bemerkung machen: um die Studien des Herrn Marquis zu beginnen, ist es nöthig, daß ich Elementarbücher... Grammatiken... Wörterbücher kaufe, die meiner Schule gehörigen sind abgenützt... ich bin in diesem Augenblicke nicht hinlänglich bei Kasse, um diese Einkäufe vorzunehmen... wenn Ihr mir einen Monat zum Voraus bezahlen könntet, dann..."

"Mit Vergnügen," erwiderte Jasmin, "ich nehme immer Geld mit hierher, auf den Fall, daß mein Herr solches brauchen würde. Hier sind hundertzwanzig Franken in Gold und dreißig Franken in Hundert-Sousstücken."

Der Schulmeister betrachtete mit gierigem Blicke die ihm vorgezahlte Summe. Er nahm sie, zählte sie und überzählte sie abermals, steckte sie in die Tasche und holte sie wieder hervor, um sie von Neuem zu zählen; er konnte nicht müde werden, das Geld durch seine Hände gleiten zu lassen. Niemals war er im Besiz einer solchen Summe gewesen. Man sprach mit ihm, er hörte

nichts, antwortete nichts, er ließ seine Goldstücke und Fünflivrethaler klingen, und als er sie endlich in seiner Hosentasche verwahrt hatte, bedeckte er sie mit der Hand, die er nicht mehr daraus zurückzog.

Unterdessen kam der Abend herbei, und Tasmin stieg, nachdem er sich bei seinem Herrn empfohlen und nochmals von diesem das Versprechen erhalten hatte, daß er lernen werde, in das Cabriolet, womit er gekommen war, und fuhr höchst zufrieden über die Erfindung eines Mittels, Cherubim zum Gelehrten zu machen, nach Paris zurück.

Herr Gerondif verließ das Haus der Amme, nachdem er sich bei seinem Schüler verabschiedet und ihm angekündigt hatte, daß er am folgenden Morgen erscheinen werde, und begab sich, jedoch ohne seine Hand aus der Tasche zu ziehen, die fortwährend die darin enthaltene Summe befühlte, nach Hause.

Neuntes Kapitel.

Eine Coalition.

Wir gehen schnell über die Jahre hinweg, im Laufe deren Herr Gerondif dem jungen Marquis Unterricht ertheilte; Cherubim hatte sein Versprechen gehalten, er ließ sich das Lernen gefallen; aber er beharrte darauf, daß Louise bei seinen Stunden zugegen sein müsse; anfangs wollte Herr Gerondif die Kleine zurückweisen, aber Cherubim schrie, weinte dann und weigerte sich, seinen

Lehrer anzuhören; man mußte ihm folglich nachgeben. Nach und nach schien die Gegenwart Louisens Herrn Gerondif ohne Zweifel weniger lästig, denn wenn sie bei seiner Ankunft fehlte, so war er der erste, der sie holen ließ.

Louise wurde aber auch größer und schöner. Im dreizehnten Jahre hielt man sie für fünfzehn, sie war schlank, wohlgestaltet, voll Grazie. Es war nicht jene studirte, affectirte Grazie, wie bei vielen Pariser Frauenzimmern, welche glauben, man halte sie für natürlich; nein, jene naive, einfache Grazie, die man augenblicklich erkennt und vergeblich nachzuahmen strebt.

Herr Gerondif war kein wirklicher Gelehrter; aber er konnte von Vielen dafür gehalten werden. Er besaß von Allem einige Vorkenntnisse, da er sich in seiner Jugend verschiedenen Wissenschaften gewidmet, in keiner aber gehörig ausgebildet hatte. Nachdem er Mediziner, Pharmazeut, Chemiker, Astronom, Geometer, Handelsmann, sogar Dichter zu werden sich angeschickt, nachdem er von all' diesen Wissenschaften einen Begriff erlangt, es aber in keiner zum Zweck gebracht hatte, entschloß er sich endlich, Schulmeister zu werden. Wer eine Wissenschaft gründlich erlernt, hat mehr Verdienst, als der, welcher über alle schwätzt, und doch gibt man in der Welt häufig dem Schwätzer den Vorzug.

Mit fünfzehn Jahren wußte Cherubim von Vielem ein wenig; für das Dorf, für die Trimouffets war der Knabe ein Wunderkind, das mit außerordentlicher Schnelligkeit gelernt hatte. Wenn Tasmin seinen jungen Herrn ein Wort Lateinisch sprechen, oder etwas aus der Ge-

schichte, oder aus der Mythologie erzählen hörte, so verneigte er sich voll Bewunderung vor Herrn Gerondif, und rief aus:

„Er ist eben so gelehrt, wie Sie! ... und das will viel heißen.“

Herr Gerondif gab sich ein gewaltiges Ansehen, denn er hatte sich eine ganz neue Kleidung angeschafft; er sah keinem Hanswurste mehr gleich; man begegnete ihm nun mit einem Hute und einem ganzen Regenschirm.

Indessen kehrte mit der Wohlhabenheit auch der Ehrgeiz ein; das ist so der Brauch; wenn man nichts hat, so läßt man keinen Wunsch aufkommen, strebt nicht nach höhern Dingen, schließt sich in seine Schaaie ein, und bemüht sich, sein Glück darin zu finden, was zuweilen auch gelingt. Wenn man zu Vermögen gelangt, so gestattet man sich eine Menge Bequemlichkeiten, die man früher entbehrte, bleibt aber dabei nicht stehen; jeden Tag wachsen und vermehren sich die Wünsche, und man wird ehrgeizig, ist aber oft weit unglücklicher, als in der Armuth.

Das ist ungefähr die Geschichte des Herrn Gerondif; als er nur das schmale Einkommen seiner Dorfschule hatte, trug er Holzschuhe, brauchte weder Hut noch Kappe, aß oft nichts als gesottene Kartoffeln, und schien doch in seiner Lage ziemlich glücklich.

Seit er aber Lehrer des jungen Grandvilain ist, und jährlich achtzehnhundert Franken einnimmt, eine Summe, die man im Dorfe Gagny nicht leicht verbrauchen kann, steigen allerlei Wünsche in ihm auf, und besonders nährt er die Hoffnung, nicht immer in einem Dorfe bleiben

zu müssen, wo es nicht einmal Gelegenheit gibt, sein Geld anzubringen, was Einen, der an den Besitz desselben nicht gewohnt ist, am meisten ärgert.

Es gelang Herrn Gerondif, das Vertrauen seines Zöglings zu erwerben, ihm sogar Freundschaft einzulösen, denn Cherubims Herz war leicht zu gewinnen, er kam Allen, die ihm ihre Zuneigung an den Tag legten, entgegen. Während Herr Gerondif dem Jünglinge alle Tage Klugheit und gute Sitten vorpredigte, bemerkte er, obgleich er die Augen stets untersich schlug, doch sehr wohl, daß Louise heranwuchs, sich ausbildete und reizend wurde, und rief oft, wenn er das hübsche Kind anblickte, aus:

„Welch' schöne Augen! Welch' herrliches Oval... welches regelmäßige Kinn!“

Dann, sei es, um sich wirklich von der Regelmäßigkeit des Kinns zu überzeugen, oder aus irgend einem sonstigen Grunde, streichelte der Lehrer das Angesicht des jungen Mädchens und kniff sie sogar zuweilen in die Wange, was Louise eben gar nicht freute, während Cherubim dagegen äußerst vergnügt war, wenn man seiner getreuen Gespielin ein schmeichelhaftes Wort zuwendete.

Geschah dieses, so sagte der Jüngling stets: „Nicht wahr, mein lieber Lehrer, Louise ist recht artig?“

Worauf Herr Gerondif, schnell wieder seine Schaafsmiene annehmend, mit gesenkten Augen erwiderte:

„Ja, diese Kleine ist ein wahrer gaelischer Typus in seiner vollkommensten Reinheit; sie gleicht einer Madonna.“

Cherubim lächelt, während er Louise ansieht, und

Herr Gerondif, der an Alles eher denkt, als an Madonnen, spricht bei sich:

„Diese Kleine wird reizend!... Wenn aber mein Schüler noch einige Zeit in ihrer Nähe bleibt... hum!... das Fleisch ist schwach... der böse Geist sehr stark... besonders, wenn er die Gestalt eines schönen Mädchens annimmt... Ich bin nicht immer zugegen... Jakob ist beinahe stets betrunken; Mutter Nicolle läßt die jungen Leuten allein miteinander auf's Feld gehen... Kornblumen suchen... sich im Grase wälzen!... lauter äußerst gefährliche Dinge... es muß hier durchaus ein Eingriff geschehen. Das beste Mittel wäre, meinen Zögling nach Paris zurückzuschicken. Ich würde ihm dorthin nachfolgen, das unterliegt keinem Zweifel, denn seine Erziehung ist noch nicht so weit gediehen, daß er des Lehrers entbehren könnte... ich werde sogar dafür sorgen, daß er desselben sehr lange, wenn's möglich ist, immer, bedarf. Ich wohne sodann in Paris, im Hotel meines Zöglings... Das wird weit angenehmer sein, als das Leben in diesem Dorfe. Und von der Entfernung aus werde ich stets über die kleine Louise wachen... sie beschützen... ihr zu ihrem Fortkommen behülflich sein. Cherubim wird nach einem mehrmonatlichen Aufenthalt in Paris diese kleine Dorfgespielin schnell vergessen. Das Alles ist mit der Weisheit eines Cato ausgedacht; es handelt sich jetzt nur noch um die Ausführung.“

Um zu diesem Zwecke zu gelangen, sprach Herr Gerondif in seinen Unterrichtsstunden seit einiger Zeit von Paris; er entwarf ein prachtvolles, reizendes Gemälde von dieser Stadt; er pries ihre Theater, ihre Spazier-

gänge, ihre Denkmäler und die zahllosen Vergnügen, die sich jeden Augenblick darbieten.

Der junge Cherubim lieb diesen Reden allmählig sein Ohr. Der Gedanke, nach Paris zu gehen, war ihm minder schrecklich; und sein Lehrer munterte ihn sofort auf:

„Machen Sie wenigstens eine kleine Reise in die Hauptstadt,“ sagte er, „betrachten Sie das Haus Ihres Vaters! Es ist Alles so in der Nähe . . . wir kehren alsbald wieder zurück.“

Aber Louise weinte, wenn sie Cherubim auf dem Punkte sah, in die Reise nach Paris einzuwilligen. Sie nahm ihren Jugendfreund bei der Hand und sprach:

„Wenn Du nach Paris gehst, so bin ich überzeugt, daß Du nicht mehr zurückkommst . . . Gagny und seine Bewohner vergiffest!“

Auch Nicolle behauptete dies, indem sie ihren Pflegling in die Arme schloß, und Cherubim rief schnell aus:

„Nein, nein . . . ich will nicht gehen, wenn es euch Kummer macht, ich bin glücklich hier . . . ich werde immer hier bleiben!“

Herr Gerondif biß sich, während er zu lächeln schien, in die Lippen und wünschte in seines Herzens Grund alle Ammen und Jugendfreundinnen zum Teufel.

Wenn der Lehrer Jasmin Vorwürfe machte, daß er ihn nicht unterstütze und seinen Herrn nicht bewege, nach Paris zu gehen, entgegnete ihm dieser mit seiner gewohnten Gutmüthigkeit:

„Was soll ich machen? jetzt, da mein Gebieter sein fünfzehntes Jahr erreicht hat, ist er sein eigener Herr . . . kann thun, was er will . . . sogar über sein ganzes

Vermögen . . . seine dreißigtausend Franken Renten nach Belieben verfügen. Hat er Lust, bei seiner Amme zu bleiben, so habe ich kein Recht, mich zu widersetzen.

„Wenn man ein so schönes Vermögen besitzt, so ist es Unsinn, seine schönsten Jahre bei der Amme zuzubringen,“ schrie der Lehrer; „was nützt meinen Schüler denn die Gelehrsamkeit und die Kenntniß so vieler schönen Dinge . . . wenn er fortfährt, unter Bauern zu leben! . . . Herr Tasmin! die Geschichte bietet kein Beispiel eines ausgezeichneten Mannes dar, der bis zum fünfzehnten Jahre bei der Amme blieb. Es ist ganz in der Ordnung, diejenige zu lieben, die uns mit ihrer Milch nährte, aber . . . *est medius in rebus!*“

„Herr Schulmeister, ich verstehe nichts von den *Rebus* . . . aber ich bin der ganz gehorsame Diener meines Herrn, und habe ihm keine Befehle zu ertheilen.“

In Paris hatte Tasmin wegen seines jungen Herrn auch häufig Erörterungen mit Mamselle Turlurette. Die frühere Kammerfrau versah jetzt die Stelle einer Haushälterin; sie hatte so sehr an Dicke zugelegt, daß sie, obgleich noch keine Vierzig alt, doch nur mit Mühe von einem Zimmer ins andere gelangen konnte; dieser Zustand von Fettleibigkeit fesselte sie in ihren Lehnstuhl und verhinderte sie, ihren jungen Herrn in Gagny zu besuchen; übrigens würde sie Herr Tasmin ohnedies nicht zur Begleitung aufgefordert haben, weil er stets fürchtete, Jungfer Turlurette entziehe ihm einen Theil seiner Würde, — ein Gegenstand, worin er sehr wunderlich war. Die dicke Haushälterin fragte den alten Kammerdiener täglich, warum ihr junger Gebieter nicht aus der

Milchkost zurückkomme; zuweilen entstanden hierüber sehr lebhaftte Streitigkeiten, denen aber Tasmin stets ein Ende machte, indem er mit bissigem Ton sagte:

„Abgesehen von Allem, Mamselle, hat der verewigte Herr Marquis von Grandvilain mir die Sorge, seinen Sohn zu bewachen, übertragen; ich habe sogar, wenn es mir gefällt, das Recht, Sie aus dem Hause zu jagen; thun Sie mir also den Gefallen, und lassen Sie mich den jungen Cherubim nach meinem Gutdünken leiten.“

Dann schwieg Turlurette, obwohl sie wußte, daß Tasmin seine Drohung nicht ausführen würde; aber sie brummte zwischen den Zähnen:

„Ein Milchkind von sechzehn Jahren! das ist sonderbar! Ich möchte nur wissen, ob er noch an der Amme trinkt, der Kleine!“

So standen die Sachen, als eines Morgens ein Bedienter im Hotel Grandvilain erschien, nach Tasmin fragte und diesem ausrichtete, daß ihn der Notar des Herrn Marquis bitten lasse, im Laufe des Tages zu ihm zu kommen, da er ihn nothwendig sprechen müsse.

Der alte Kammerdiener sinnt nach, was ihm wohl der Notar zu sagen haben könne, dann erinnert er sich, daß sein Herr schon lange fünfzehn Jahre vorbei ist, mit welchem Zeitpunkt ihm nach dem Willen seines Vaters der Besitz seines Vermögens übertragen werden sollte. Das versetzt Tasmin in Unruhe und er spricht bei sich:

„Dreißigtausend Franken Einkommen . . . das Anwachsen des Vermögens durch vierzehnjährige Ersparnisse nicht berechnet . . . können freilich bei seinem Pflegevater schwerlich verzehrt werden . . . wenn aber Herr Cherubim

bei Nicolle bleiben will, so kann ich ihn nicht mit Gewalt nach Paris bringen, denn am Ende ist er doch sein eigener Herr."

Gasmin entschloß sich, den Wünschen des Notars Folge zu leisten. Er zog seinen schönsten Rock an, eine offene Weste, damit man den Sabot am Hemde sehen konnte, und Schnallenschuhe, obgleich man sie schon lange nicht mehr trug; und in diesem Anzuge, der sich für den vertrauten Diener eines großen Hauses schickt, begab er sich zu Herrn Hurbain, so heißt der Notar.

Als Gasmin ankam, befand sich der Notar nicht allein in seinem Studirzimmer, zwei Personen waren bei ihm.

Eine derselben, die man Eduard von Monfreville nannte, war ein Mann in einem Alter von sechs- bis siebenunddreißig Jahren, der aber noch den Anschein, das Wesen und die ganze Eleganz eines jungen Mannes hatte; er war groß, wohlgestaltet und so schlank, wie ein zwanzigjähriger; dabei fein und zierlich gekleidet; sein Antlitz schön und angenehm zugleich, seine Züge regelmäßig und seine braunen Haare von einer Glätte und einem Glanze, daß ihn die Damen hätten darum beneiden dürfen; nur in seinen großen, schwarzen und durchdringenden Augen las man zuweilen einen höhnischen Ausdruck, der mit dem leichten Lächeln, das auf seinem Munde stand, vollkommen zusammen paßte; und auf seiner, gleich dem Angesicht, abgematteten Stirne ruhten Falten, welche bedeuteten, daß Ueberdruß und Herzeleid hier auch schon ihren Sitz aufgeschlagen hatten.

Die andere Person war ein Mann von achtundzwanzig

Jahren, blond und fad, hatte weiße Hautfarbe, hellblaue Augen, weit geöffnete Naslöcher, großen Mund mit dicken Lippen. Diese Züge bilden in ihrer Vereinigung nicht gerade einen hübschen Jungen; aber es lag in der Physionomie dieses Herrn ein fortwährendes Spiel des Ausdruckes, welches ihn wunderbar belebte; dasselbe war eine Mischung von Heiterkeit, Spott, Feinheit, Leichtsinn, Sorglosigkeit und List, die sich im Vereine mit ausgezeichnet gebildeten Manieren äußerte. Obgleich der Anzug dieser Person weit entfernt war, dem an Herrn von Monfreville bewunderten in Zierlichkeit gleichzukommen, und sogar einige Theile seiner Kleidung zu sehr vernachlässigt schienen, so trug er doch seinen fleckigten, an mehreren Orten schadhafte Rock mit solchem Anstande, legte seine abgetragene Halsbinde mit solchem Geschicke um den Hals, daß man nothwendig einen gebildeten Mann in ihm erkennen mußte.

Diese letztere Person war der Graf Virgilius Darena.

Als ein Thürsteher ins Zimmer trat und meldete, daß der alte Jasmin, der an ihn ergangenen Aufforderung gemäß, im Vorzimmer sei, schlug Darena ein helles Gelächter auf und sagte:

„Jasmin! . . . wer Teufels kann sich denn Jasmin heißen? . . . wie, Herr Notar, Sie haben Klienten mit dem Namen Jasmin . . . das muß der Kammerdiener aus einer Komödie sein!“

„Nein, Herr von Darena,“ entgegnete der Notar lächelnd. „Das ist der Diener eines sehr vornehmen Hauses . . . einer jener Typen von alten Dienern, wie

sie vormal's gewesen, deren Geschlecht in unsern Tagen aber unglücklicherweise immer mehr erlischt."

"Ach! das muß lustig sein, ein alter Jokei!... nicht wahr, Monfreville!"

Derjenige, an welchen diese Frage gerichtet wurde, lächelte kaum, während er erwiderte:

"Ich sehe nichts Lächerliches daran . . ."

"O! nichts heitert Sie auf, wenn Sie in den spleenigsten Tagen Ihres „humour“ sind, wie die Engländer sagen!... Nun, lassen Sie einmal hören, kaufen Sie mir mein kleines Haus in der Vorstadt Saint-Antoine ab, ich gebe es Ihnen für dreißigtausend Franken..."

"Nein . . . ich würde mich schämen, einen solchen Kauf einzugehen . . . Ihr Haus ist beinahe das Doppelte werth, und ich möchte Ihre Geldverlegenheit nicht dazu benutzen, es Ihnen um einen Schandpreis abzujagen."

"Ei, mein Gott! Davon handelt es sich gar nicht! . . . wenn ich mit dem Kaufe zufrieden bin, warum wollen Sie keinen Vortheil daraus ziehen? . . . Ich mache Ihnen den Vorschlag in Gegenwart des Notars . . . Ihr Gewissen kann also beruhigt sein . . . das Haus mißfällt mir . . . es ist von Wasserträgern, Savoyarden, oh! vom gemeinsten Volke bewohnt! Was Teufels soll ich anfangen? . . . Die Kerls ziehen aus und bleiben die Mietheschuldig, oder sie behalten die Wohnung und zahlen doch nicht, sind grob, wenn man Geld von ihnen verlangt, oder bieten Einem Prügel an! Es ist eine saubere Freude mit solchen Miethsleuten!"

"Aber man übergibt das Haus einem Hauptmiether, der diese Einzelheiten besorgt."

„Nein, nein, ich sage Ihnen, ich will's verkaufen, das ist das Kürzeste . . . es langweilt mich Alles viel zu sehr! dazu kommen noch andere Unannehmlichkeiten: wenn hübsche Grisetten oder sonst liebenswürdige Wesen im Hause wohnen, so quittire ich dieselben, nachdem ich mich zwar nicht mit Geld, aber mit sonst etwas bezahlt gemacht habe Bei meiner Ehre, ich kann nicht Hauseigenthümer sein, ich habe ein zu weiches Herz! . . .“

„Sie werden es bald dahin bringen, daß Sie es nicht mehr sind!“ sagte kopfschüttelnd der Notar. „Sie sind gar nicht vernünftig, Herr von Darena; . . . kaum sind es sechs Jahre, seit Ihr Vater Ihnen ein so schönes Vermögen hinterlassen hat!“

„Von dem mir nichts mehr übrig blieb, als das kleine Haus, das ich verkaufen will!“ entgegnete Darena mit Lachen. „Nun, das ist das Schicksal aller Glücksgüter . . . sie sind vergänglich . . . man sammelt sich aber wieder neue! ich bin niemals in Sorgen! Monfreville schlägt mein Haus aus, also wird mir Herr Hurbain dessen Verkauf besorgen. Aber lassen Sie doch Ihren alten Jasmin vor, ich bin neugierig, diese Kruste zu sehen! . .“

„Bei wem dient dieser musterhafte Diener?“ fragte Monfreville.

„Er stand in den Diensten des Herrn Marquis von Grandvilain, der vor etwa zehn oder elf Jahren gestorben ist.“

„Der Marquis von Grandvilain!“ rief Darena aus, indem er sich in einen Lehnstuhl warf, und bis zu Thränen lachte. „Die haben köstliche Namen, das muß ein hübsches Geschlecht sein!“

„Grandvilain!“ murmelte Monfreville, „ich habe den alten Marquis gekannt, mein Vater war einer seiner Freunde . . . er hat mir oft von einem Feste, von einem wegen der Geburt eines Sohnes veranstalteten Kunstfeuerwerke . . . einer in die Luft gesprengten Bratfackel . . . und von Rastroldeckeln, die mehrere Personen verwundeten . . . erzählt.“

„Genug! Genug! das ist rein unmöglich! Monfreville will uns Bären aufbinden!“ sagte Darena, sich im Lehnstuhl dehnend.

„Das Alles ist wahr,“ erwiderte Herr Hurbain; „und was Herr von Monfreville eben erzählte, ist wirklich geschehen. Aber der Marquis von Grandvilain und seine Frau sind todt; von dieser ganzen Familie lebt nur noch ein Sohn, der jetzt sechzehn und ein halbes Jahr alt und bereits im Besitze von mehr als dreißigtausend Franken Renten ist; ich bin der Verwalter seines Vermögens, aber sein Vater bestimmte, kraft einer Eigenheit, einer unbegreiflichen Narrheit, daß sein Sohn mit fünfzehn Jahren Herr seines Einkommens sein sollte, und hat ihm nur den alten Tamin, seinen Kammerdiener, als Mentor beigegeben.“

Darena richtete sich in seinem Lehnstuhl auf und machte eine sonderbare Miene, als er ausrief:

„Im fünfzehnten Jahre dreißigtausend Franken Renten! . . . Das ist der Ehre werth . . .“

„Der arme, alte Marquis war also ein Narr?“ fragte Monfreville.

„Nein, aber er bekam dieses Kind erst im Alter, und wünschte, daß es frühzeitig schon sein eigener Herr werde.“

„Beim Kukuk! ich finde das so dumm nicht!“ sagte Darena. „Warum sollte man im fünfzehnten Jahre nicht vernünftig sein, da man es im sechzigsten so wenig ist? Und wie schaltet der Erbe mit seinem Vermögen?... Er verzehrt es wahrscheinlich in lauter gerösteten Mandeln und überzuckerten Kastanien?“

„Dem Himmel sei Dank, er beschäftigt sich bis jetzt, so viel ich glaube, nur mit seiner Rhetorik und seinen Schulwissenschaften. Um übrigens Nachrichten von ihm zu erhalten, habe ich den treuen Diener rufen lassen. Wenn Sie es erlauben, so will ich ihn eintreten heißen...“

„Wir bitten Sie sogar darum. Ich für meinen Theil bin sehr begierig, zu erfahren, wie sich dieser kleine Grandvilain befindet... ei, ei!... welch' ein abscheulicher Namen! * ... gleichviel, ich würde gerne mit ihm tauschen, wenn er mir seines Vaters Thaler überließe! und Sie... Monfreville... doch, Sie sind ein Philosoph!... und überdies reich, ... was die Philosophie sehr erleichtert.“

Der Eintritt Tasmins machte dieser Unterredung ein Ende, der alte Diener begrüßte die ganze Gesellschaft und wendete sich an den Notar mit den Worten:

„Sie haben mich um Etwas zu befragen, Herr Notar?“

„Ja, mein lieber Tasmin, vor allen Dingen möchte ich erfahren, wie es unserem jungen Marquis geht?“

„Er befindet sich sehr wohl, mein Herr, o! er genießt einer herrlichen Gesundheit... es ist ein sehr hübscher Junge.“

„Gut, und seine Studien?“

* Er bedeutet: Grundhäßlich.

„Hm, wie ich vernehme, scheint er sehr gelehrt.“

„Wissen Sie, Jasmin, daß Ihr Gebieter vor sechs Monaten sein sechzehntes Jahr erreicht hat.“

„O, freilich, mein Herr, ich weiß es recht gut.“

„Ist ihm das Testament seines Vaters bekannt?“

„Allerdings . . .“

„Ich halte ihn für zu vernünftig, als daß er schon die Verwaltung seines Vermögens übernehmen wollte; aber dessen ungeachtet ist es meine Pflicht, ihm Rechnung über die bisherige Verwendung desselben abzulegen, und ihn zu fragen, ob er die Absicht hat, mir die Verwaltung darüber noch länger zu übertragen. Ueberdies wünschte ich schon längst den jungen Marquis zu sehen; ich will's nicht weiter hinauschieben. In welcher Lehranstalt ist er?“

Jasmin riß seine Augen voll Bestürzung auf, und blickte nach der Thüre.

„Verstehen Sie mich nicht?“ fuhr der Notar fort...

„Ich habe Sie gefragt, in welchem Collegium ich nach dem Herrn Marquis von Grandvilain fragen müsse.“

„Der musterhafte Diener scheint mir taub zu sein,“ bemerkte Darena, über Jasmins Gesicht lachend, während Monfreville, der den alten Bedienten aufmerksam beobachtete, sich ihm näherte, ihn starr ansah und halb ernsthaft, halb scherzend fragte:

„Wisset Ihr nicht, was Ihr mit Eurem jungen Herrn angefangen habt?“

„Doch, mein Herr, doch!“ entgegnete Jasmin, „der Herr Marquis ist in Gagny.“

„In Gagny . . . ist dort ein Collegium?“ fragte der Notar.

„Gagny! . . . bei Billemonble! . . . o! ich kenne es,“ rief Darena, „das ist ein kleines Dorf . . . in dessen Umgebung einige ziemlich hübsche Besitzungen sind . . . aber nicht ein einziger Gastwirth in der ganzen Gegend . . . ich bin mit zwei Opernsängerinnen hingefahren . . . wir konnten nicht einmal ein Hühnerfricassé bekommen . . . was doch sonst auf dem Lande eine Hauptspeise ist. In Gagny war nie eine gelehrte Schule . . . meines Wissens nicht einmal ein Pensionat.“

„Nun, Herr Tasmin,“ fragte der Notar mit strengem Tone, „bei wem macht der junge Grandvilain in Gagny seine Studien?“

Der alte Diener faßte sich kurz und erwiderte mit beinahe stolzer Miene:

„Bei seiner Amme, mein Herr!“

Diese Worte versetzten den Notar in Erstarrung, Monfreville fing an zu lachen und Darena wälzte sich im Lehnstuhl.

„Bei seiner Amme!“ fuhr endlich der Notar fort. „Ist es wirklich möglich, Tasmin! der junge Marquis wäre mit siebzehnthalb Jahren noch bei seiner Amme?“

„Ja, mein Herr, aber seien Sie beruhigt, er ist deshalb nicht minder gelehrt, ich habe ihm einen Lehrer beigegeben, den Schulmeister des Ortes, Herrn Gerondif, der ihm in Allem möglichen Unterricht ertheilt.“

Darena brach in ein neues Gelächter aus, als er des Lehrers Namen hörte und rief:

„Seine Erziehung bei der Amme genießen! das ist köstlich . . . das ist eine neue Methode die kann vielleicht von Nutzen sein ich habe Lust, zu meiner Amme zurückzukehren.“

„Herr Gasmin,“ nahm der Notar wieder das Wort, „ich begreife nicht, wie Sie den Sohn Ihres Herrn bis jetzt bei Bauersleuten lassen konnten Sie verdienen sehr getadelt zu werden . . . Sie hätten mich wenigstens um Rath fragen können.“

Der alte Diener, den dies bedeutend ärgert, schreit aus Leibeskräften:

„Herr Notar, ich bin der Diener meines Herrn! ich habe nicht das Recht, seinen Wünschen zuwider zu handeln oder ihm Gewalt anzulegen; es ist nicht mein Fehler, wenn der Herr Cherubim nicht von seiner Amme und seiner kleinen Milchschwester weg will!“

„Ach! wenn er eine kleine Milchschwester dort hat,“ sagte Darena, „so begreife ich die Anhänglichkeit des jungen Mannes; wie alt ist die Milchschwester?“

„Zwei Jahre jünger als mein Herr, ungefähr vierzehn und ein halbes Jahr.“

„Ist sie hübsch?“

„Allerdings . . . ja, mein Herr, es ist ein groß gewachsenes, hübsches Mädchen.“

„Herr Gasmin,“ sprach der Notar, „so kann es nicht fort dauern; es ist meine Pflicht, diese Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, und meine Freundschaft für den verewigten Herrn von Grandvilain macht mir sogar ein Gesetz daraus. Auch Ihnen muß es einleuchten, daß der Sohn Ihrer ehemaligen Herrschaft, der von einem vornehmen Hause abstammt, seine schönsten Jahre nicht in einem Dorfe zubringen darf.“

„Ich versichre Sie, Herr Notar, daß ich dieses meinem Herrn schon oft vorstellte. Ich sage ihm fortwährend:

„In Paris haben Sie ein großes Haus, schöne Zimmer mit karmesinrothen Behängen, Mobilien aus massivem Mahagoniholz, einen Nachttisch mit eingelegten Ecken ... inwendig mit vergoldetem Porzellan Das Alles verführt ihn nicht ... Er dreht mir den Rücken zu und gibt mir kein Gehör.“

„Ich glaub' es wohl!“ rief Darena aus, „der alte Dummkopf will seinen Herrn mit einem Nachttisch und seiner Einrichtung verführen; wenn Sie es wünschen, Herr Hurbain, so nehme ich es auf mich, den jungen Marquis zur Rückkehr nach Paris zu bewegen.“

„Sie, Herr Darena, auf welche Weise?“

„Das ist meine Sache; verlassen Sie sich auf mich!“

„Ich wäre Ihnen sehr verbunden, wenn Sie mich dabei unterstützten, ich will aber meinerseits auch thätig sein. Herr von Monfreville, wollen Sie mir nicht auch an die Hand gehen, mich nicht nach Gagny begleiten, Sie, dessen Vater ein Freund des alten Marquis war?“

„Ich bin sehr geneigt, dabei zu sein ... Ich besinne mich schon auf ein Mittel, wodurch der junge Mann bewogen werden könnte, uns nach Paris zu folgen denn man darf in diesem Falle nicht gewaltthätig zu Werk gehen. Alles wohl überlegt, ist dieser junge Erbe doch, schon durch seines Vaters Willen, sein eigener Herr, und wenn er darauf beharren würde, bei seiner Amme zu bleiben, so wären wir auch gezwungen, ihn dort zu lassen.“

„Aber es ist unmöglich, daß der Sohn des Marquis unsern Gründen, unsern Vorstellungen nicht nachgibt.“

„Gründe! ach, mein lieber Herr Hurbain, es braucht mehr als solche, um einen Jüngling zu bestechen.“

„Meine Herren,“ fiel Darena ein, „ich schlage eine Wette vor. Dem, der den Sieg davon trägt und den jungen Cherubim nach Paris zurückbringt, müssen die beiden Andern ein prächtiges Mittagessen im **Rocher de Cancale** bezahlen. Willigen Sie ein?“

„O, sehr gerne . . .“

„Wann werden wir nach Gagny gehen?“

„Morgen vor Tages, meine Herren; ich werde mich so einrichten, daß ich um zwölf Uhr mein Arbeitszimmer verlassen kann; wollen Sie mich abholen? soll ich Sie erwarten?“

„Nein,“ entgegnete Monfreville, „Jeder geht allein; wir werden die Wohnung dieser Amme schon finden können.“

„Nicolle Frimoussset,“ rief Jasmin dazwischen, „in einer kleinen Gasse, die auf den Marktplatz führt Jedermann kann Ihnen ihr Haus zeigen.“

„Ganz gut,“ sagte Darena, „Nicolle Frimoussset . . . Man muß sich die Namen ins Gedächtniß einprägen! . . . Monfreville hat Recht, es ist besser, Jeder geht für sich.“

„Aber hüten Sie sich, meine Herren,“ erwiderte der Notar, „wenn Sie zögern, so können Sie wohl die Reise umsonst machen müssen, und ich werde mit Cherubim schon auf dem Wege sein.“

„O! das glaube ich nicht!“ antwortete Monfreville.

„Was mich betrifft, meine Herren, ich bin ein guter Spieler,“ entgegnete Darena, „ich lasse euch einen Vorsprung Ich werde erst eine gute Stunde nach euch abreisen, und bin überzeugt, noch zu rechter Zeit zu kommen.“

Jasmin, den dieses Gespräch in Staunen und Unruhe versetzte, rief mit erschrockener Miene aus:

„Aber, meine Herren, ich hoffe, daß Sie zu diesem Ende meinem jungen Herrn kein Leid zufügen ... das heißt, ihm keinen Verdruß bereiten! ...“

„Ach! Ach! Ach! dieser alte Bursche entzückt mich mit seiner Treuherzigkeit! ...“ sagte Darena; „seht beruhigt, ehrenwerther Diener! ... wir werden uns nur angenehmer Mittel bedienen. Was Euch betrifft, so habt Ihr morgen früh nur ein Mittel zu ersinnen, um die kleine Milchschwester des Herrn Cherubim von ihm entfernt zu halten Das ist für das Gelingen unseres Vorhabens unumgänglich nothwendig.“

„Sie verstehen, Tasmin,“ sprach der Notar; „bedenken Sie, daß es sich um die Zukunft, um das Glück Ihres jungen Herrn handelt, und daß Sie strafbar wären, wenn Sie unsern Plan nicht unterstützten.“

Der alte Diener verbeugte sich und ging mit dem Versprechen, zu gehorchen.

Monfreville und Darena verließen den Notar ebenfalls mit den Worten:

„Morgen in Gagny!“

